

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Ein Kleeblatt. Kriegsfahrten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

# Ein Kleeblatt.

Kriegsfahrten.

I.

## Ein Tag vor dem Ausmarsch.

Am 1. August 1870 war ein großes Gedränge in den Straßen der Residenz. Die Sonne schoß glühende Strahlen auf das Pflaster, und die Sandsteinplatten der Bürgersteige dampften vor Hitze. Das hinderte aber die Bürger der Residenz nicht, in Gruppen und die Tagesfragen mit leidenschaftlichem Geberdenspiel zu besprechen. In der Nähe der Infanteriekaserne war das Gedränge am größten, und vor den Fenstern der Brauerei Hac hatte sich ein Schwarm

zusammen zu stehen und schaftlichem Geberdenspiel zu besprechen. In der Nähe der Infanteriekaserne war das Gedränge am größten, und vor den Fenstern der Brauerei Hac hatte sich ein Schwarm

In diesem Gedränge waren die Städter stark mit den Landleuten gemischt, Frauen mit schweren Körben am Arme, und Männer mit gefüllten Zwerchsäcken über den Schultern.

„Ach Gott“, klagte eine stramme Bäuerin, die unter der Last der Hitze und eines ansehnlichen Korbes leuchtete. „Ach Gott, die Hitze, und ist das auch Recht, daß man seinen Sohn nicht einmal mehr

sehen darf, ehe es gegen die Franzosen geht?“

„Bah, Mutter Margareth“, sagte ein stämmiger Bäckermeister, „sehen könnt Ihr ihn schon, Ihr dürft nur dort auf den Kasernenhof gehen.“

„Freilich, aber dort sind sie ja eingesperrt hinter einem eisernen Gitter, gerade wie in einer Meßkanerie, man kann nicht zu ihnen kommen.“

„Menagerie wollt Ihr sagen, Mutter“, lachte der Schneidermeister Florian, „sind aber lauter Löwen darin; hört Ihr, wie sie brüllen?“

Von dem Kasernenhof her schallte ein donnerndes Hurrah! und aus tausend Kehlen schwang sich das schöne Lied: „Lieb Vaterland magst ruhig sein“ in die Lüfte.

„Was bedeutet das?“ fragte der Bäcker, „haben sie am Ende Marschbefehl bekommen?“

„Marschbefehl?“ jammerte die Frau, „um Jesus Christi willen, sie werden doch bei der Hitze nicht marschieren müssen?“

„Doch“, erwiderte Herr Florian ganz ernsthaft, „aber

jeder Soldat bekommt einen Sonnenschirm auf das Gewehr gesteckt.“

Ein allgemeines Gelächter belohnte diesen Schneider-Witz. „Gott der Gerechte“, jammerte ein ärmlich gekleideter Jude, „Meister Florian, habt Ihr gut zu machen Spässe, mir geht es über den Spaß; mein einziger Sohn, der Isak! Gott, der Gerechte, wenn ihm todt schießt der Franzos!“

„Bah“, tröstete der Bäcker Damian, „dann ist er für das Vaterland gefallen, und der Tod für's Vaterland ist ja süß, wie Ihr wisst!“

„Wie heißt, Tod for's Vaterland? und süß? Mein Isak ist nicht for so Süßigkeiten.“

„Da kommt eine Dragoner-Ordonnanz aus der Kaserne!“ rief der Metzgermeister, „dem pressirts. Plaz Ihr Leute! Mutter Margarethe, tretet hinter mich. He, Herr Dragoner, ein Glas Bier? Gibts Keuigkeiten?“

Der Dragoner eilte im scharfen Trabe durch die dichte Menge, die sich kaum vor den Hufen seines Pferdes zurückdrängen konnte. Bei dem Metzgermeister angekommen, warf er einen verlangenden Blick nach dem überschäumenden Bierglase, das ihm

dieser entgegenhielt; einen Augenblick schien er sein Pferd zügeln zu wollen, doch das Pflichtgefühl siegte, er trabte vorüber, aber im Vorbereiten hastete er mit einem „Danke“ das Bierglas, trank es aus in einem Zuge und schmetterte das Glas auf das Pflaster.

Die Umstehenden lachten über das Reiterstücklein.

„Das schöne Glas“, sagte die Frau Margarethe, und sah bedauernd auf die Scherben nieder.

„Es war mein Deckelglas, mit meinem Namen und auf dem Deckel ein Ochsenkopf“, sagte Herr Müller und warf einen verblüfften Blick auf den davonreitenden Dragoner.

„Na“, tröstete Herr Florian, „Du kannst dich ja

noch einmal photographiren lassen. Es was ohnedies etwas geschmeißelt. Aber was gibts denn dort wieder?“ unterbrach er das Gelächter, welches der witzige Herr Florian hervorgeufen.

Die Straße herauf wälzte sich ein Strom Menschen, umschwärmt von einer Schaar Buben, die johlend und schreiend nebenher und voraus liefen.

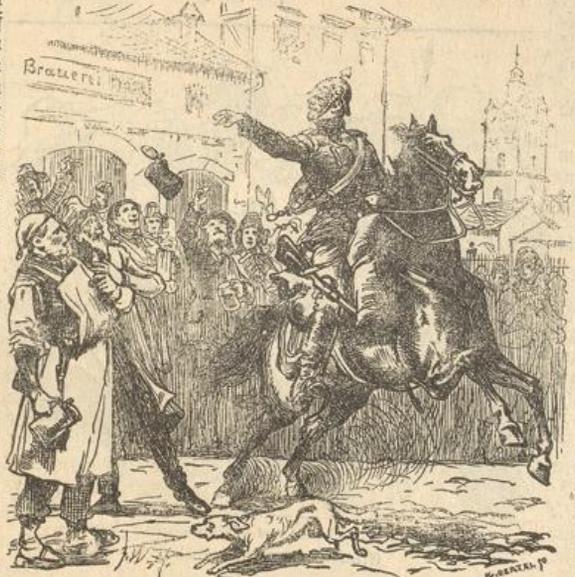
Bei der Brauerei Hac stockte der Menschenstrom.

„Gott der Gerechte“, rief der Jude, „ein lebendiger Franzose!“

„Wahrhaftig, ein gefangener Franzose“, sagte der Schneidermeister Florian.

„Ein Franzose!“ kreischte Frau Margarethe, „Jesus Maria und Sanct Josef!“ und deckte die Augen mit der Schürze.

Den Kern des Volkshaufens bildete allerdings ein junger Franzose, ein Zuave; das Fez im Nacken, die Hände in den roten Pluderhosen, und eine Cigarre im Munde, schaute er halb trotzig, halb ängstlich in die Menge; ein Grenadier mit Ober- und Untergewehr bildete seine Bedeckung.



Die Umstehenden lachten über das Reiterstücklein.

„Wo habt Ihr den rothen Papagei gefangen?“ fragte der Bäcker.

„Drüben, über der Rheinbrücke, ist er auf der Lauer gelegen. Die Füsiliere haben ihn heringebracht.“

„Und wohin jetzt mit ihm?“

„Auf die Commandantur! Es ist der erste Franzose, hat der Herr Hauptmann gesagt, und der muß auf die Commandantur abgeliefert werden.“

„Sist gerade!, wie mit dem ersten Häring“, sagte der wigige Herr Florian, „den bekommen auch jedesmal zuerst die hohen Herrschaften!“

„Das arme junge Blut“, jagte die mitleidige Frau Margarethe.

„Gebt dem armen Teufel auch etwas zu trinken, obgleich er ein Franzose ist.“

Ein halbes Duzend Gläser wurden dem Gefangenen jingereicht.

„Nichts da,“ sagte der Unteroffizier, „erst komme ich; die Bedeckung hat auch Durst.“

„Natürlich“, lachte Herr Florian, „fast hätten wir über dem Franzosen den Deutschen vergessen. Hier, ein Glas, Herr Unteroffizier!“

„Hoch unserm Kriegsherrn, dem König Wilhelm!“ rief der Grenadier und leerte das Glas.

„Hoch, hoch!“ rief jubelnd die Menge.

„Und jetzt ein Hoch unserm Großherzog!“ und der Unteroffizier leerte das zweite Glas.

„Hoch! Und abermals Hoch!“

„Und nun noch ein drittes Hoch auf meinen Oberst! So, jetzt ist's genug“, sagte der Soldat, den Bier Schaum aus dem Schnurrbart wischend, „jetzt könnt Ihr dem Franzosen auch einen geben.“

Aus dem einen wurden aber ebenfalls drei, und nachdem der Gefangene das dritte Glas getrunken hatte, legte er die Hand an die Stirne und sagte „Merci“.

„Vorwärts marsch!“ kommandirte der Grenadier, und gab dem Zuaven als Uebersetzung aus dem Deutschen ins Französische einen Stumper, und der Menschentrost mit dem Gefangenen in der Mitte bewegte sich weiter.

„Dort kommt der Sergeant Malhuber im Sturmschritt; was der nur bringen mag? He, Herr Sergeant, hierher, wenn's gefällig ist!“ rief Herr Damian.

„Gott der Gerechte, was werb' er bringen? Den Frieden werd er bringen; der Napolium gebt nach, Ihr werdet sehen, er gebt. Gott, mein Fiat!“

„Danke, Herr Damian“, jagte der Sergeant und gab das leere Glas zurück. „Schnell noch eins, kann mich nicht aufhalten, der Teufel ist los!“

„Wird marschirt?“ — „Hat's eine Schlacht gegeben?“ — „Wo ist der Franzos?“ — „Sind die Preußen schon da?“ —

So flogen dem Soldaten die Fragen um den Kopf.

„Ein Scharmügel hat's gegeben; Graf Zeppelin und noch drei Offiziere sind rekonnozirten geritten, und haben sich mit einer ganzen Schwadron Husaren herumgehauen!“

„Mit einer ganzen Schwadron?“

„Was ist's for eine gefährliche Sache beim Cavall; bin ich froh, daß mein Fiat nicht ist beim Cavall!“

„Manzig Franzosen sind auf dem Blage geblieben; von unsern Offizieren sind aber fünf zusammen gehauen und drei gefangen worden, nur Graf Zeppelin ist durchgekommen!“

„Gott, wie schrecklich!“ jammerte Frau Margarethe.

„Das sind ja aber acht“, wandte Schneidermeister Florian schüchtern ein, „und vorhin waren's nur vier.“

„Was versteht so ein Schneider vom Krieg; so ist's, wie ich sage und damit basta!“ schnauzte der Sergeant und begrub sein Gesicht in ein Bierglas, um alle weitern Erörterungen über sein Rechnungsexempel abzuschneiden.

„Recht hat der Herr Scherschant, ein blutiger Krieg ist's, ein grausamer Krieg; zu viert reiten sie aus und zu acht werden sie zusammen gehauen. Gott der Gerechte!“

Der Sergeant warf über sein Bierglas hinweg einen Blick auf seinen jüdischen Bundesgenossen, allein der Jude machte ein so unschuldiges Gesicht, daß an der Aufrichtigkeit seiner Gefühle nicht zu zweifeln war.

„Und das können wir nicht auf uns sitzen lassen“, rief der Sergeant und schlug an seinen Säbel, „wir marschiren, und ist's heut nicht, so ist's morgen. Ich habe auch sonst noch sichere Anzeichen.“

„So? Und welche? Schießen Sie los, Herr Sergeant!“

„Gestern noch sagte der Herr Hauptmann zum Einjährigen Waldheim: „Sie sind ein Esel“; heute aber klopfte er dem Waldheim auf die Schulter und sagte: „Mein Sohn“ zu ihm, und das bedeutet so sicher Krieg, als der fallende Barometer Sturm bedeutet.“

Die Zuhörer lachten. „Also ist Ihr Hauptmann so eine Art Kriegsbarmeter? Wenn er auf Grob steht, so gibt's Frieden und fällt er auf Döslisch, so gibt es Krieg?“

„So ist es“, fuhr Herr Malhuber fort. „Die Grobheit ist im Frieden nothwendig, man wüßte sonst gar nicht, zu was man im Frieden Soldat ist. Aber im Kriege, Donnerwetter, da ist's etwas anderes. Die Höflichkeit des Herrn Hauptmann ist so gut wie ein Marschbefehl. Ihr werdet sehen, morgen marschiren wir!“ Damit machte Herr Malhuber ein soldatisches „Rehrt“ und eilte im Geschwindschritt die Straße hinunter.

„Marschbefehl“ und „Morgen marschiren wir“, diese Drakelsprüche aus dem Munde eines so hohen militärischen Würdenträgers, wie Herr Sergeant Malhuber, fiel wie eine Bombe unter die aufgeregte Menge.

Und einer rief es dem andern zu: „Sie haben Marschbefehl, sie marschiren! Auf nach der Kaserne!“ und der Strom Menschen wälzte sich nach der Kaserne, und ergoß sich auf den Kasernenplatz.

Heute war es ausschließlich unsoldatisches, bürgerliches Volk, welches sich auf dem Kasernen-Platz nach dem hohen, eisernen Gitter vordrängte, das den inneren Kasernenhof von dem Vorplatze trennte, und dessen Gitterthore heute geschlossen waren. Hinter dem Gitter



„Hoch unserm Kriegsherrn, dem König Wilhelm!“ sagte der Grenadier und leerte das Glas.

aber entfaltete sich ein buntes kriegerisches Bild. Das Grenadierregiment lagerte, vollkommen marschbereit, in dem Kasernenhofe. Die Gewehre waren in Pyramiden zusammen gestellt, die gepackten Tornister lagen in einzelnen Haufen, und zwischen durch drängten sich die Soldaten ebenfalls dem Gitter entgegen, das sie von der Außenwelt abschloß. War es doch wie ein Käfig, in welchem die junge Brut eingesperrt ist, und an dessen Gitterstäbe die alten Spähen, Finten und Weisen anfliegen, um ihre gefangenen Jungen zu äzen. Hände wurden durch die Gitter gestreckt, und hüben und drüben geschüttelt; Küsse wurden durch das Gitter gewechselt, Segenswünsche flogen herüber und hinüber, und auch von Thränen naß wurden die eisernen Stäbe. Aber auch materiellere Grüße drangen durch die Gitterstäbe in den Kasernenhof, in Form von Brod, Würsten, Flaschen, Cigarren, und wurden von den Grenadieren jubelnd in Empfang genommen.

„Werden Sie mir auch treu bleiben?“ sagte ein zierlich aufgeputztes Subenmädchen zu einem schmutzen Unteroffizier. „Wissen Sie, in dem Stücke „der Kurmärker und die Picarde“, da kann man sehen, wie es die Herren Soldaten mit der Treue halten!“

„Auf Ehr, und so wahr Sie meine erste Liebe sind, Lisette,“ erwiderte der Unteroffizier und drehte sein Schnurrbärtchen. „Da ich dich als ein ganzes Dutzend Französische Benuße komte er den Ainen! Bah!“

Ein junger Kriegsfreiwilliger hatte beide Hände durch das Gitter gestreckt, der schloß sie innig verschlungen mit denen eines alten Mannes von militärischer Haltung, der an dem heutigen Ehrentage seinen den Befreiungskriegen erkämpften eisernen Kreuz im Knopfloch trug.

„Vater“, rief der junge Mann mit leuchtenden Blicken, „ich bringe Dir das eiserne Kreuz mit nach Hause; ich will mir's erkämpfen, wie Du es gethan hast, mein Vater!“

„Sei tapfer und treu, und erklämpfe Dir's, mein Sohn“, erwiderte der Alte und seine Stimme bebte, „aber verzehe nicht, daß ächte Tapferkeit stets mit Vorsicht gepaart ist. Du bist mein Einziger. Der Geist Deiner verewigten Mutter sei Dein Schutzengel!“

Ein altes Mütterchen drängte sich mit vieler Mühe an das Gitter vor, wo ein blondhaariger, sommerproffiger Grenadier sie zu erwarten schien:

„Seid Ihr's Mutter? Gottlob daß ich Euer liebes Gesicht noch einmal sehe. Ich glaube morgen marschieren wir! Nicht weinen Mutter“, sehte er tröstend hinzu, „als die alte Frau in Thränen ausbrach, „seht Ihr, ich reue mich mordmäßig, daß ich einmal so nach Herzenslust mit den Malefizfranzosen qubinden darf!“ und dabei kredte der Mann zwei Häufle aus, die eine für die Franzosen sehr bedenkliche Aehnlichkeit mit zwei Schmiededämmern hatten.

„Ach Josef“, schluchzte die Frau, „versündige Dich nicht. Der Herr Kaplan hat mir im Beichtstuhl gesagt, es sei

eine Sünde, mit den Franzosen Krieg anzufangen, das seien gute Katholiken und der Preuß wolle nur Alles lutherisch machen!“

Der Soldat runzelte die Stirn. „Was hat er gelagt der Vaterlandsberräther?! Gott straf mich, dem Kerl breche ich noch den Hals!“

„Jesus, Maria und Sanct Josef, unser guter Herr Kaplan!“

„Na Mutter“, beschwichtigte der sommersproffige Riese, „fangt nur nicht wieder an zu flennen; Euch zu Liebe will ich ihn ungeschoren lassen. So, pugt Eure lieben alten Augen wieder klar. Und was habt Ihr denn da in dem Papier eingewickelt?“

„Ein Rosenkranz ist es, ein geweihter; der Herr Kaplan hat ihn geweiht. Nimm' ihn, Josef, nimm' ihn, und bete fleißig deinen Rosenkranz, und dein Schutzpatron, der heilige Sanct Josef wird Dich vor jeder Gefahr beschützen.“

In dem breiten Gesicht des Grenadiers zuckte es wie Rührung, hastig griff er nach dem Rosenkranze und schob ihn unter seine Uniform: „Ich nehme ihn, Mutter, aber nicht des Kaplans wegen, sondern Euretwegen. Er soll mich an mein liebes altes Mutterle erinnern, das daheim für mich betet, während ich mich mit den Wälschen herumhaue.“

„Hat Niemand meinen Gottfried gesehen?“ rief unsere alte Bekannte, die Mutter Margarethe, die sich mit Hülfe ihrer Ellenbogen Bahn gebrochen hatte bis an das Eisengitter. „Hat Niemand meinen Gottfried gesehen? Gottfried Zimmermann in der zweiten Compagnie?! Gottfried, he, Gottfried!“ rief sie durch die Gitterstäbe hindurch in den Kasernenhof hinein.

Die Soldaten lachten. „Gottfried Zimmermann?“ sagte einer, „der steht im hintern Kasernenhof Schildwache bei den Bagagewagen, den könnt Ihr nicht sprechen.“

„Ach du lieber Heiland“, jammerte die Frau, „und ich habe ihm Sachen mitgebracht, die muß er nothwendig haben, wenn's gegen die Franzosen geht!“

„Na, was habt Ihr denn in eurem großen Korbe? Heraus damit, wir wollen's dem Gottfried geben.“

„Wollt Ihr so gut sein? Ach Ihr liebe gute Herren! Ja gebt es ihm und einen Gruß von seiner Mutter!“ Sie zog ein großes Paket aus dem Korbe und schob es durch das Gitter. „Da sind erstens vier Paar Unterhosen!“

Das Paket wurde von den Soldaten lachend in Empfang genommen.

„Vier Paar Unterhosen? Lieb Vaterland kannst ruhig sein!“

„Und vier Paar Socken, alles vierweis; und hier noch vier Hemden.“

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ jubelten die Soldaten, indem sie die umfangreiche Kriegsausrüstung des Gottfried Zimmermann in Empfang nahmen. „Mutter, habt Ihr nicht auch gleich einen Koffer mitgebracht?“



War es doch wie ein Käfig, in welchem die junge Brut eingesperrt ist.

„Nein, aber eine Flasche Kirshenwasser, selbstgebranntes!“  
 „Her damit! Ist es auch ächt?“ rief ein baumlanger Grenadier und setzte die entkornte Flasche an den Mund. „Brü!“ rief er lachend, nachdem er einen herzhaften Schluck genommen, „das ist ja Kartoffelschnaps!“  
 „Was?“ rief Frau Margarethe entrüstet, „Kartoffelschnaps? Hab' ich doch selbst die Kirshen gebrochen, von dem großen Kirshbaum hinter unserer Scheuer!“  
 „Zeig' her!“ rief ein Anderer und nahm ebenfalls einen Schluck. „Kartoffelschnaps ist es nicht, aber Zwetschgenwasser!“  
 „Was Zwetschgenwasser“, rief ein Dritter und nahm auch einen Schluck, „Kornbranntwein ist's!“

Noch ein Vierter und Fünfter gaben nach gehöriger Probe lachend und jubelnd ihre Ansicht über die Beschaffenheit des Inhaltes der Flasche zu erkennen, bis ihr endlich ein Sechster den Garaus machte, und zur allgemeinen Erheiterung triumphierend ausrief: „Kirshenwasser ist es, doppelgebranntes!“  
 „Das heißt Kirshenwasser war es, Mutter Margarethe“, sagte lachend der Bäckermeister zu seiner Schützbesohlenen, die mit einiger Verblüffung die gründlichen Versuche der Grenadiere angestaunt hatte.

Doch mußte sie am Ende über die komische Scene selber lachen, war doch ihr Kirshenwasser, wenn auch erst mit dem letzten Tropfen, zu Ehren gekommen, und in ziemlich guter Laune tauchte sie zum letzten Male ihre Hand in die Tiefe des umfangreichen Korbes, und zog ein wahres Ungeheuer von Schinken hervor.

Der Anblick dieses Prachtstückes wurde von den Soldaten mit einem Freudenstrei begrüßt.

„Ist der auch für den Gottfried?“

„Freilich ist er für meinen Gottfried, für wen denn sonst?“ erwiderte Frau Margarethe, und suchte den Schinken durch das Gitter zu schieben. Aber wie sehr sie auch schob und ein handfester Grenadier an dem Schinkenbeine zog, es ging nicht, er war zu dick.

„Es geht nicht, werfet ihn über die Stadteten herüber!“ rief ein Soldat, der ganz besonders um das Wohl des Schinkens besorgt schien.

„Gebet her“, sagte Meister Damian, und von seinem kräftigen Arm geschwungen, flog der Schinken wie eine Bombe über das hohe Geländer. Drüben aber bligten ein Duzend Säbelflingen in der Sonne, um den Ankömmling würdig zu empfangen, und mit Wunden bedeckt, fiel der Unglückliche in die Hände der Soldaten.

„Ihr secht mir ihn ja zu Schanden!“ rief die Frau Margarethe.

„Sterben muß er, er ist von einem französischen Schweine!“ rief ein Soldat und säbelte sich ein tüchtiges Stück herunter.

„Nein! Nein!“ schrie Frau Margarethe, „ich hab' sie ja selber aufgezogen, es ist eine deutsche Sau!“

„Hat sie nicht „oui, oui“ geschrien!?“

„Freilich, alle Schweine schreien so!“

„Also ist er ein Franzose. Nieder mit ihm!“  
 Und unter dem jubelnden Gelächter der Soldaten und

der Zuschauer, und zum Entsetzen der armen Frau Margarethe wurde der Schinken furchbar versäbelt.

Dieses lustige Schauspiel hatte große Fröhlichkeit erweckt, selbst viele Zuschauer, die mit kummervollem Herzen gekommen waren, um von ihren Söhnen, Brüdern und Liebhabern Abschied zu nehmen, vielleicht auf Niemmerwiedersehen, konnten sich dem Einfluß der allgemeinen Heiterkeit nicht entziehen. Auch zwei junge Männer, welche die Schüre an den Achsellappen als Kriegsfreiwilige bezeichneten, und welche Arm in Arm der Hinrichtung des unglücklichen Schinkens zugeschaut hatten, wurden trotz des Ernstes der Lage in eine heitere Stimmung verlegt.

„Salomon“, sagte der Eine, ein junger Mann mit geistreichem Gesicht, dessen hohe Stirne von hellbraunen Locken beschattet war, und auf dessen Oberlippen ein kleiner Schnurrbart verzweifelte Anstrengungen machte, dem Ganzen einen kriegerischen Anstrich zu geben, „Salomon, es steckt doch ein gesundes Stück Humor in dem Volke. Wir stehen gleichsam schon vor dem Feinde, vielleicht morgen schon werden wir uns schlagen, und heute noch diese so finstliche Harmlosigkeit unserer braven Kriegskameraden.“

Wenn der Andere auch nicht mit „Salomon“ angesprochen worden wäre, hätte man doch auf dem ersten Blick den Israeliten erkannt. Der schwarze Bockbart, die kühn gebogene Nase über der zwei dunkle Augen bligten, und die olivenbraune Gesichtsfarbe verriethen die orientalische Abstammung.

„Freund Theodor“, erwiderte der Schwarze lächelnd, „da mag auch ein gut Theil sorgloser Leichtsinns mit unterlaufen. Mich dauert doch fast die gute Frau dort, deren Schinken . . .“

„Doch“, unterbrach er sich und blickte, die Augen in der Hand beschattend, aufmerksam auf den Vorplatz hinaus, „wen sehe ich denn dort? Die ältere Dame mit dem schwarzen Strohhut, die sich durch die Menge

zu drängen sucht? Theodor, kennst Du sie?“

„Ja, ich sehe sie! Ei, das ist ja . . .“

„Frau Geheimerath, die Großmutter unseres Maj. Sie sucht uns. Frau Geheimerath, hierher! Bitte, die guten Leute, machet der Dame dort Platz, sie möchte uns sprechen.“

Eine ältere Dame, mit feinen geistreichen Zügen, schritt durch die Menge, die ihr ehrerbietig Platz zu machen suchte. An dem Gitter angekommen, rückte sie ihren in dem Gedränge etwas in Unordnung gerathenen Strohhut wieder zurecht, und mit einem Lächeln, das ihrem Gesicht Jugendglanz verlieh, streckte sie den jungen Männern die feinen weißen Hände entgegen: „Wie freut ich mich, Euch noch einmal zu sehen vor Euerem Heldenzuge. Und ist es also wirklich wahr, habt Ihr Marschbefehl?“

„Noch nicht, gnädige Frau Geheimerath; doch Alles deutet darauf hin, daß er jeden Augenblick eintreffen kann. Sie sehen, wir sind vollständig marschbereit!“

„Ei Theodor“, erwiderte die Dame und drohte lächelnd mit dem Finger, „gnädige Frau Geheimerath“, was sind das für Leutnants-Redensarten, und



„Sterben muß er, er ist von einem französischen Schweine!“



„Es geht nicht,“ seufzte die Dame in komischer Verzweiflung. „Habe in meiner Jugend Klavierspielen gelernt, auch die Guitarre und sogar die Harfe, nur das einzige Instrument, das mir jetzt auch etwas nützen könnte, habe ich nicht gelernt, das Pfeifen! Giebt es denn keine Hülfe?“ Sie warf suchend die Blicke umher und bemerkte in der Nähe unter einem Hofthore einen Soldaten, der so eben eine Illustration lieferte zu dem Liede:

„Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus“ und sich von seiner „Dame“, der Köchin mit einem Kuß verabschiedete.

„Lebe wohl, Christine!“

„Ach Josef!“ jammerte das Mädchen.

„Christine!“ kreischte eine unbarmherzige Stimme vom zweiten Stock herunter. „Willst Du gleich herauf kommen!“

„Ogleich, Madame! Ach Josef!“ Noch einen Kuß und das Mädchen lief, die Schürze vor den Augen, weinend in das Haus zurück.

Der Soldat kam ziemlich niedergeschlagen die Straße hergeschlendert, gerade auf die Frau Geheimrath zu.

„O, Sie, Herr Soldat! Guter Freund!“ rief die Dame.

Der Soldat schaute verblüfft auf. „Was will denn die Alte?“ murmelte er. „Nein, da muß schon eine andere kommen, bis ich meiner Christine untreu werde.“

„Herr Soldat, wollen Sie einen Thaler verdienen?“

„Ah, so? Einen Thaler? Warum denn nicht?“ erwiderte der Krieger und legte die Hand an die Miene. „Was muß ich dafür thun, Madamchen?“

„Pfeifen!“

„Pfeifen? ha, ha, ha! Sonst nichts?“

„Sonst nichts! Sie können doch Pfeifen?“

„Na und ob! Ich bin Metzger gewesen!“ und zur Bekräftigung seiner Virtuosität auf diesem Instrumente steckte er die Finger zwischen die Zähne und ließ einen Metzgerpfeiff erschallen, daß der Frau Geheimrath die Ohren gellten.

„Ich sehe schon, Sie sind ein Künstler in diesem Fach,“ sagte sie lächelnd. „Hier ist der Thaler und nun hören Sie. Sehen Sie das vergitterte Fenster dort oben?“

„Freilich, das ist das Gasscho; bin auch schon d'rin gewesen. Das kann einem schon passieren!“

„Dort oben,“ fuhr die Dame fort, „sitzt mein Enkelsohn. Hören Sie, wie er singt? Und dem möchte ich gerne noch Lebewohl sagen, ehe er gegen den Feind marschirt.“

„Aha,“ sagte der Soldat, „ich verstehe; ich soll ihm Pfeifen, damit er an's Fenster kommt,“ und die That folgend, steckte er die Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfeiff erschallen.

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht

„Und eine Faust den Degen zieht!

schallte es aus dem vergitterten Fenster.

„Nicht so, es muß der Familienpfeiff sein“, sagte die Dame.

„Familienpfeiff? Was ist das?“ fragte der Soldat verwundert.

„Das ist ein Pfeifen, oder ein Pfeiff, der in der Familie und bei den Freunden meines Enkelsohnes eingeführt ist, und wenn der erschallt, so weiß man, daß ein Freund in der Nähe ist. Kommen Sie mit mir dort unter diesen Thorweg, ich will Ihnen die Melodie des Pfeiffes beibringen.“

Und nun konnte man das merkwürdige Schauspiel sehen, wie eine fein gekleidete ältere Dame mit einem Soldaten unter einem Thorwege stand, und ihm Unterricht erteilte im Pfeifen.

Sie spitzte den Mund und nach mehreren vergeblichen Versuchen brachte sie endlich in schwachen Tönen die Melodie zu Stande:



Der Soldat schien aber kein musikalisches Gehör zu haben, und nach mehreren verunglückten musikalischen Leistungen gelang ihm endlich der Anfang des „Lauterbachers“.

„Nicht so, nicht so, das ist ja ein Walzer! Geben Sie Achtung, so muß es sein!“ und wieder und wieder pfeiff die Dame ihrem unglehrigen Schüler den „Familienpfeiff“ vor, bis dieser endlich eine Melodie zu Stande brachte, die eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Urtext hatte.

„Sie detoniren zwar noch etwas stark, aber es wird schon gehen,“ meinte die Dame gutmüthig, „Und nun kommen Sie unter das Fenster und Pfeifen Sie recht kräftig.“

Der Soldat stellte sich unter das vergitterte Fenster und brachte einen Pfeiff zu Stande, dessen Melodie dem Familienpfeiff sehr nahe kam.

„Lieb Vaterland magt ruhig sein,

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

sang oben der Gesangene.

„Er hört es nicht vor seinem eigenen Gesang; Sie müssen noch einmal und recht kräftig Pfeifen.“

Der Soldat neigte die Lippen und schmetterte einen Pfeiff hinauf, gegen den der vorige ein Gelispel war.

Der Gesang oben hörte auf.

„Er ist aufmerksam geworden, jetzt noch einmal!“

Der dritte Pfeiff des Soldaten wurde von oben durch einen ähnlichen beantwortet, und gleichzeitig zeigten sich an dem Fenster zwei Hände, die sich an dem Gitter anklammerten.

„Wer ist da unten? Bist Du es, Salomon?“

„Ich bin es, Max, Deine Großmutter!“

„Was? Mein Großmütterchen? Warte nur einen Augenblick, ich will nur den Tisch an das Fenster schieben, damit ich hinaufsteigen kann.“

Eine Minute später preßte sich der schwarzgelockte Kopf eines jungen Mannes gegen die eisernen Gitterstäbe.

„Ei, Großmütterchen, das ist ja lieb von Dir, daß Du mich noch einmal besuchst. Und wie Du Pfeifen kannst! Der Familienpfeiff war ja herrlich!“

Die Dame lächelte: „Dort läuft das Instrument, auf dem ich gespielt, ein Kriegskamerad von Dir. Doch Du armer Max, wie thut es mir leid, daß Du...“

„Dah,“ unterbrach sie der Gesangene, „ich habe es ganz behaglich hier oben, und wenn es mir im Feanzosenlande nicht schlechter geht, will ich sehr zufrieden sein. Ich bedaure nur, Großmütterchen, daß ich Dir keinen Stuhl anbieten kann.“

„Max, wie kannst Du auch noch scherzen in diesem ernsten Augenblick. Ich bin gekommen, Dir noch meinen Abschiedsgruß zu bringen und meinen Segen zu geben. Gott schütze Dich in den Gefahren, welchen Du entgegengehst!“

„Herzensdank, liebes Großmütterchen, ich werde dem lieben Gott sehr dankbar sein, wenn er's thut. Und nun schide mir noch einen Kuß herauf. Danke! Und hier haßt Du einen dagegen. Und grüße den Vater und die Mutter, und sage ihnen...“

Hier wurde der Gesangene unterbrochen, durch eine rauhe Stimme, die aus dem Innern des Zimmers bis auf die Straße herunterschallte: „Was, Donnerwetter, thun Sie da oben? Wollen Sie gleich herunterkommen!“

„Herr Sergeant Malhuber, ich habe ein Stelldichein mit meiner Großmutter!“

„Mit des Teufels Großmutter mögen Sie ein Stelldichein haben! Arrunter, jag' ich!“

„Großmütterchen,“ rief Herr Max, „Du hörst, das Vaterland ruft, Gott befohlen, Großmütterchen!“

Der Kopf mit den schwarzen Locken verschwand oben. Die Dame warf noch einen Blick nach dem Fenster, dann entfernte sie sich geknickten Hauptes.

Am Nachmittag des folgenden Tages rückte das Regiment aus gegen den Feind. Unter den Tönen einer kriegerischen Musik, im Schmuck der Waffen, mit blickenden Augen und gerötheten Wangen marschirten die Grenadiere stramm und fest. Lieb' Vaterland magst ruhig sein! Freilich, viele von ihnen sollten die Heimath nicht mehr sehen, und die Leiber der gefallenen Helden blüngen die Felder Frankreichs.

Als das Regiment an einem hohen Hause der „Langen Straße“ vorüber zog, richteten sich unter drei Pickelhauben drei Paar Augen nach den Fenstern des zweiten Stockwerkes. Allein die grünen Blenden waren hinunter gelassen.

Hinter der einen Blende aber stand eine ältere Dame und blickte mit gerötheten Augen auf die Grenadiere hinunter.

Als sie den suchenden Blicken der drei Freunde begegnete, fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen:

„Gott schütze Euch, Ihr Lieben!“

schlief in französischer Erde; doch hatte ein gütiges Geschick alle unsere Freunde verschont, die wir am 1. August im Kasernenhofe hinter dem Eisengitter kennen gelernt haben. Die drei Freunde: Salomon, Theodor und Max, der Sergeant Malhuber, der Einjährige Waldheim, Gottfried Zimmermann, Josef Huber, derselbe Josef, der den Rosenkranz seines alten Mütterchens treu unter dem Brusttuch trug, und noch viele andere. Sie sahen heute nicht mehr so glänzend aus, als bei dem Ausmarsch, und die Uniformen erzählten von Kämpfen und Strapazen, aber kriegerischer schauten sie darein mit ihren von Sonne und Wetter gebräunten Gesichtern, und Theodor zeigte durch die Silberlitze am Kragen, daß er die erste Stufe zum Feldmarschall erklimmen, daß er Unteroffizier geworden war; er hatte sich die Ligen in den Laufgräben vor Straßburg geholt.

Heute aber war das Regiment in keiner sehr glänzenden Stimmung. Das Wetter hatte sich heute auf die Seite der Franzosen geschlagen und war so abscheulich als möglich. Der Himmel schüttete sein Wasser wie mit Kübeln über die Köpfe der Grenadiere, und der in Morast verwandelte zähe, fette Boden hing sich wie Bleigewichte an die Stiefel. Die Soldaten, von den Gefechten der vorhergehenden Tage noch ermüdet, wateten verdrossen durch die weiche klebrige Masse, und manchen halberstickten Fluch konnte man vernehmen.

„Da soll doch ein Donnerwetter drein schlagen!“ fluchte der Einjährige Waldheim. „Mit den Franzosen habe ich's gerne zu thun, aber gegen Koth und Wasser bin ich nicht eingerichtet!“

„Einjähriger Waldheim“, erwiderte der Sergeant Malhuber, „ich werde dafür sorgen, daß Sie aus dem Zeughaufe einen Regenschirm fassen!“

Ein allgemeines Gelächter belohnte diese Abfertigung. Doch Waldheim gab sich nicht so leicht gefangen, und beschloß, seinem Vorgesetzten mit der Wissenschaft auf den Leib zu rücken: „Herr Sergeant Malhuber, haben Sie Caesar de bello gallico gelesen? Dazumal sind die Römer auch einmal in diesen verdammten Vogesen im Dreck herumgepatscht und haben, natürlich auf Lateinisch, alle Heiligen heruntergeschluckt, aber kein Decurio, so hießen damals die Herren Sergeanten, hat ihnen einen Regenschirm geboten.“

„Was?“ brummte der Sergeant, „Sie wollen mir mit Ihrem dummen Lateinisch kommen? Nehmen Sie sich in Acht, wenn mir die Gallico steigt, so soll's einen Bello geben, daß Ihnen das Donnerwetter in die Rippen sährt!“

Dieses kleine Wortgefecht hatte die Grenadiere wieder in eine heitere Stimmung versetzt und lachend reichte Grenadier Max seinem Vorgesetzten die Feldflasche: „Herr Sergeant, thun Sie mir Bescheid; es ist ächter Cognat! Er ist Ihnen gegönnt, ob schon Sie mir das Stelldichein mit meiner Großmutter gestört haben.“

Herr Malhuber schnalzte behaglich mit der Zunge, nachdem er einen ansehnlichen Schluck genommen hatte, dann strich er lachend seinen Schnurrbart und jagte: „Verh! das ist einmal eine feine Sorte, die brennt ein! Ihre Großmutter soll leben! Wo haben Sie sie aufgehabelt?“

„Wen? Meine Großmutter?“

„Zum Donner nein, den Schnaps!“

„Den Schnaps? Ja, der ist aus dem letzten Quartier in Rantilly,“ erwiderte Max lachend. „Ich war im Pfarrhause einquartiert. Der Herr Curé hatte seine vielversprechende rothe Nase Lügen gestraft und mich versichert, er habe keinen Tropfen Wein im Hause. Es war auch die Wahrheit, denn er hatte seinen ganzen Flaschenvorrath in seiner Scheuer unter dem Heu ver-



## II. Die Streiwache.

Am 2. August waren die Grenadiere aus der Residenz ausmarschirt, und heute am 28. October treffen wir sie wieder auf dem Marsche gegen Dijon, auf der Straße zwischen Rantilly und Tanay. Und was hatte das Regiment in dieser kurzen Spanne Zeit nicht alles erlebt, geliebt, gelitten, gekämpft und gesiegt.

Zuerst der kleine Vorgefchmack bei Selz, dann die Belagerung von Straßburg, die Scharmüthel bei la Trouche und Raon l'Etape, das Gefecht bei Etival, wo 4000 Deutsche 15000 Franzosen aus dem Felde schlugen. Die Gefechte bei Brunères, bei Argon-desuss und am Dignon, das Gefecht bei Mantoche, und erst gestern, am 27. October, das Gefecht bei Esferenne, wo die stiehenden Franzosen ein ganzes Zeltlager mit Waffen und Borräthen im Stiche ließen. Das waren viele Tage des Ruhmes und des Sieges in so kurzer Zeit, aber auch Tage des Blutes und der Wunden, und manch braver Kamerad, der am 2. August im Glanz der Jugend und der Waffen ausmarschirt war, war heute nicht mehr dabei und

beckt, und seine Haushälterin, die er nicht in das Geheimniß gezogen, hatte mir just diesen Heuhaufen als Nachtquartier angewiesen. Ha ha ha, ich habe die ganze Nacht auf Rothwein und Cognak geschlafen! Eine Flasche Rothwein habe ich mir zu Gemüthe geführt, mit einer Flasche Cognak meine Feldflasche gefüllt, und — und eine hab' ich noch im Brodbeutel. Hier Kameraden, theilt sie unter Euch!"

Die Flasche wurde jubelnd in Empfang genommen und wanderte von Mund zu Mund, und trotz des immer noch strömenden Regens bemächtigte sich eine heitere Stimmung der Glücklichen, die einen Schluck des feurigen Trankes erobert hatten. Der Einjährige Waldheim machte sogar den Versuch, ein Lied anzustimmen, brachte es aber nur bis zu dem ersten halben Verse des beliebten Schlachtgesanges:

Unser Königssohn von Preußen  
— Friedrich Wilhelm thut er heißen —  
Schlug bei Wörth den Allerwerthsten,

da herrschte ihm der Feldwebel ein, „s Maul halten!" zu.

„Sergeant Malsuber, Sie sind mit Ihrem Zuge zur Vorhut kommandirt. Unteroffizier Maitthal, Sie nehmen zwei Mann und streifen neben der Vorhut den Wald und die Reben ab. Vorwärts Marsch!"

„Grenadier Bornheim und Eichberg, vorwärts Marsch!" kommandirte Theodor und die drei Freunde drangen in den neben der Straße sich hinziehenden Wald ein.

Wenn draußen die Straße lothig war, so war der Wald ein förmlicher Morast, in welchem die drei Grenadiere bei jedem Schritt einsanken; und dazu der strömende Regen und die vom Sturm gepeitschten Bäume, die wahre Wasserströme von sich schüttelten, es war eine ungemüthliche Streifpartie in Feindesland.

„Es ist no nit lang, daß 's g'regnet het, Die Bäumlle tröpfle no!"

sang Mag in komischer Verzweiflung. „Das Wasser läuft mir oben zu den Stiefeln hinein. Glücklicher Weise haben sie die lobenswerthe Eigenschaft, das Wasser unten wieder hinauslaufen zu lassen."

„Wenn Du solchen Lärm machst mit Schwagen und Piederlingen, so wird bald die Kugel eines verzeigten Franc tireurs Deiner Lustigkeit ein Ende machen. Also 's Maul halten, wie unser Herr Feldwebel sagt."

Schweigend arbeiteten sich die drei Freunde durch Pfützen und Roth weiter, eifrig in die Büsche spähend, bis sie eine schwache Andeutung von einem Waldwege erreichten, dessen Spur sie folgten. Es war kaum ein Weg zu nennen; bei jedem Schritt schlugen ihnen die nassen Büsche in das Gesicht, und das Gewehr schußbereit, halbgebückt, schlichen die Grenadiere durch das Holz, jeden Augenblick gewärtig, von den Kugeln eines verdeckten Feindes begrüßt zu werden.

„Eine schöne Kommission, so eine Schleichpatrouille," brummte Mag, „und dann die angenehme Aussicht, in so

einem verdamnten Walde todt geschossen und von französischen Füchsen gefressen zu werden."

„Was das Gefressenwerden betrifft, so wäre mir die Rationalität des Fuchses ziemlich gleichgiltig," erwiderte Salamon.

„Nicht!" flüsterte sein Vorgefelter, „hört Ihr nichts?"

„Hören? Der Sturm tobt ja, daß man sein eigen Wort nicht hört. Bei diesem Wetter werden uns die Herren Franc tireurs nicht belästigen!"

„Stille, dort habe ich etwas durch die Büsche huschen sehen. Aufgepaßt!"

Durch das Heulen des Sturmes und das Plätschern des Regens vernahm man jetzt in einiger Entfernung Axtstöße.

„Es sind Holzmacher!"

„Holzmacher, bei dem Wetter? Achtung!"

Vorsichtig schlich die Patrouille durch die Büsche und gelangte bald auf eine Lichtung. An dem an den Hochwald grenzenden Rand waren mehrere Männer in blauen Blusen beschäftigt Scheiterholz zu spalten, von welchem

ein großer Haufen bereits geschichtet stand. Von dem Erscheinen der drei deutschen Soldaten schienen sie nicht besonders überrascht, sie warfen nur einen kurzen Blick auf sie und arbeiteten dann weiter.

Der Unteroffizier Maitthal rief sie auf französisch an: „He da, Ihr Männer, was treibt Ihr da?"

Der eine der Blusenmänner ließ die Axt sinken und rückte die Mütze. Er hatte ein scharf gezeichnetes Gesicht, in dem ein Paar unheimliche Augen glühten und dem ein schwarzer Vollbart einen wilden Ausdruck gab. Ein höhnisches Lächeln spielte um den trohigen Mund, als er antwortete: „Messieurs les Prussiens, wir machen Holz, wie Sie

sehen!"

„Das sehe ich, aber meine Herren Franzosen, das ist keine Arbeit bei solchem Wetter. Wer sind Sie?"

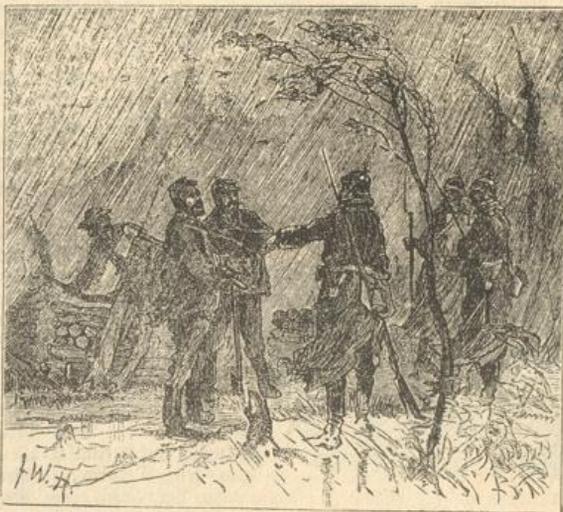
„Monsieur, ich bin Franzose und Bürger von Tanay. Die Bluse ist unsere Tracht und Holz hole ich mit meinen Knechten, damit die Herren Preußen nicht genöthigt sind, unsere Möbel zu verbrennen, wenn sie uns mit ihrem Versuch behren."

Unteroffizier Theodor lachte: „Das ist klug von Ihnen, mein Herr Franzose. Uebrigens sorgen Sie dafür, daß das Holz nicht naß sei, wenn wir heute Abend in Tanay Quartier beziehen, sonst könnten wir am Ende doch Ihre trocknen Möbel vorziehen!"

Die schwarzen Augen des Franzosen bligten, doch zwang er sich zu einem Lächeln und fast demüthig sagte er: „Es wird trocken sein, mein Herr!"

„Grenadier Bornheim, untersuchen Sie die Leute, ob sie Waffen bei sich haben, und ob keine Gewehre versteckt sind."

Der Franzose zuckte die Achseln und unterwarf sich mit zusammengemissenen Lippen der Untersuchung. Auch seine Gefährten wurden untersucht, die Bäume besichtigt und das Bluswerk durchstöbert.



„Das ist keine Arbeit bei solchem Wetter."

„Nichts Verdächtiges!“ meldete Grenadier Bornheim.

„Gut! Marschiren wir weiter. Guten Tag Ihr Männer. Achtung! Vorwärts Marsch!“

Die Franzosen begaben sich wieder an die Arbeit und ihre Athiebe schallten den abmarschirenden Grenadieren in die Ohren. Diese hatten die Richtung durchschritten und waren eben im Begriff in das Buschwerk einzutreten, als das Geräusch der Athiebe aufhörte. Unteroffizier Matthal drehte sich um, und blickte auf bligende Gewehrläufe, die auf dem Holzstoße aufgelegt waren.

„Aufgepaßt! deckt Euch!“ schrie er, aber schon krachte die Salve, und Grenadier Eichberg fiel vornen über auf das Gesicht.

Mit einem Wuthschrei stürzten die beiden anderen nach dem Holzstoße zurück, allein zu spät, die Franzosen waren verschwunden, und nur in der Bewegung der Gebüshe konnte man den Ort errathen, wo die blauen Blusen wie die Schlangen durchschlüpfen. Die Grenadiere schickten ihnen einige Kugeln nach.

„Ich glaube, einer der Hunde hat etwas abgekrigelt!“

knirschte Salomon und wollte sich in die Büsche stürzen.

„Halt!“ gebot sein Vorgesetzter, „Verfolgung ist zwecklos. Laß die Schurken laufen. Sehen wir nach Max.“

Grenadier Max Eichberg saß auf einem Baumstumpf und betrachtete mit wehmüthigen Blicken seinen Helm, während er sich den Kopf rieb.

„Donnerwetter!“ rief er seinen Freunden entgegen, „Diesmal ist's nahe vorbei gegangen. Mein armer Helm! Unteroffizier!“

„Hinter hinein und vornen hinaus. Die Schurken!“

„Max, Du bist doch nicht verwundet?“

„Nein,“ erwiderte dieser lachend, „als die Kugel mir durch den Helm fuhr, bin ich gestolpert und auf die Nase eine der Büsche gefallen. Aber einen Büschel Haare hat sie mir mitgenommen und der Anfang zur Glage ist da.“

„Die verrätherischen Schufte,“ grollte Salomon, „Be- greiffst Du nun, Theodor, den Befehl, keinem Francireur Bardon zu geben? In der Bluse treten sie uns friedlich entgegen und schießen uns hinterrücks nieder. Das ist kein Patriotismus mehr, das ist Vandalen-Handwerk, das ist Mord! Nieder mit den Kanaille!“

„Wohl, ich begreife,“ erwiderte Theodor düster, „aber diese Nothwendigkeit ist entseßlich. Sie trifft nicht nur die Kanaille, sie zermalmt auch manches edle Herz. Nie werde ich vergessen, was ich kürzlich gesehen. Den Blick des Entsetzens, den der junge Francireur auf die Gewehr- läufe warf, die in der nächsten Sekunde ihm den Tod brachten. Ach! Meine arme Mutter!“ das war sein letzter verzweifelter Aufschrei, ehe die Kugeln seine Brust durchbohrten. In seiner Brieftasche fand sich ein rührender Brief seiner Mutter. Er war der einzige Sohn einer Wittve.

„Das ist der Krieg!“

„Ja, aber der Krieg ist entseßlich!“

„Höre einmal,“ sagte Max und stülpte den Helm wieder auf seine schwarzen Locken, „der Augenblick, in dem mir von den Schuften einer beinahe das Lebenslicht ausgeblasen, ist schlecht gewächelt mein Herz für die Francireurs zu rühren. Der Bursche von Lesthin hat mich auch gedauert, aber für mich wäre es doch auch schade gewesen, denke ich, obichon meine Mutter, Gottlob, noch keine Wittve ist.“

„Der Himmel bewahre Dir Deinen heitern Sinn,“

sagte Unteroffizier Theodor lächelnd, „und nun ganzes Bataillon vorwärts marsch!“

Das Wetter beharrte in ungeminderter Abscheulichkeit, aber von der Richtung aus, die den drei Freunden beinahe so verhängnißvoll geworden wäre, zog ein mehr gebahnter Weg durch den Wald, und nach einem kurzen Marsche, der minder beschwerlich war, erreichte die Streif-

wache das Ende des Waldes und betrat eine gute Straße, die zwischen sorgfältig angebauten Neben hinzog.

Die Güte der Straße war allerdings etwas beeinträchtigt durch Verhaue, und durch ein wahres Netz von starkem Draht, der über den Weg gezogen war. Diese leicht zu überwindenden Hindernisse waren aber nur geeignet, die Heiterkeit unserer Freunde zu erregen.

„Sind doch rechte Kindsköpfe, diese Franzosen,“ sagte Max lachend. „Glauben denn die Esel, uns wie Hasen in Drahtschlingen fangen zu können?“

Nach einem zweistündigen Marsche kam die Streifwache an eine Stelle, wo der Weg eine scharfe Biegung machte, und nach rückwärts und seitwärts einen Blick in das tief unten liegende Thal gestattete. Die Grenadiere machten Halt und hielten sorgfältig Umschau. Weit rückwärts sah man auf der Straße und über den Feldern eine große, dunkle, wogende Masse; es war die marschirende Hauptarmee. Etwas näher auf der Straße bemerkte man einen Knäuel von Wagen und Rossen, es schienen Prodiantwagen zu sein, die in dem Schlamm stecken geblieben waren. Tief unten, zu den Füßen der Streifwache, marschirte die Vorhut, und eine Viertelstunde weiter vornritten drei Dragoner, die Fühlhörner der Armee, welche die angenehme Aufgabe haben, die Anwesenheit eines Feindes dadurch festzustellen, daß sie „Feuererhalten,“ wie der Kunstausdruck sagt.

„Hätte nicht geglaubt, daß wir so hoch gestiegen und so rasch marschirt sind,“ sagte Theodor. „Seht nur, wie weit hinten unser Regiment marschirt.“

„Und unsere Brodwagen da unten stecken im Dreck,“

sagte Max. „Da wird es schmale Bißsen geben heute Abend im Quartier.“

„Achtung! Zurück!“ rief Theodor flüsternd. „Nährt Euch nicht und schweiget still!“

Der Unteroffizier legte Gewehr und Helm ab und kroch auf allen Vieren zwischen den Neben hindurch, eine Straße vorwärts. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück.

„Seht Ihr zwischen den Neben hindurch, dort unten an der scharfen Biegung des Weges?“

„Wahrhaftig,“ sagte Salomon, „eine große Barrikade quer über die Straße, und vor der Barrikade ein Graben!“

„Und hinter der Barrikade wimmelt es mit blauen Blusen,“ bemerkte Max, „und ein Hausen bespannter Wagen steht auch dabei.“

„Es ist kein regelmäßiges Militär und sie haben keine Geschütze,“ sagte Theodor. „Meinen denn die Narren eine deutsche Armee aufhalten zu können? Aber schade wäre es um jeden Tropfen deutsches Blut, und die armen Dragoner und unser Freund Malhuber rennen geradezu in ihr Verderben, denn bei der scharfen Biegung des Weges kann man die Barrikade nicht sehen, als bis man mit der Nase darauf stößt.“

„Also drauf,“ meinte Max, „wir wollen's ihnen gesegnet, und unsere Schüsse werden unsere Freunde da unten schon aufmerksam machen!“

„Ruhig! sage ich und nichts übereilt. In die Neben dürfen wir nicht niedersteigen, sie könnten uns sehen, und vor drei Mann laufen sie nicht davon. Dort um die Biegung habe ich aber vorhin einen Hohlweg entdeckt, in diesem steigen wir nieder, und wenn wir in ihrem Rücken auf Schußweite angekommen sind, eröffnen wir, gedeckt und ungesehen, ein Schnellfeuer auf sie; sie werden glauben von einer größeren Truppe angegriffen zu sein, und . . . ich glaube mich nicht zu irren, die bespannten Wagen stehen auch nicht umsonst da! Also vorwärts und vorsichtig!“

Fünzig Schritt weiter trafen sie auf einen tief eingeschnittenen Weg und stiegen in ihm nieder. Von Zeit



zu Zeit kletterte der Unteroffizier an dem Raine empor, und warf einen prüfenden Blick in die Tiefe. Kein Wort wurde gewechselt, und das Geräusch ihrer Schritte war unhörbar bei dem Sturme, der mit doppelter Heftigkeit zu toben anfing und ganze Wasserbäche nieder sandte, so daß der Hohlweg sich in einen brausenden Bergbach verwandelte, in welchem die Grenadiere bis an die Knie waten, und Mühe hatten, nicht mit fortgerissen zu werden.

„Halt, wir sind zur Stelle!“ kommandirte Theodor. „Hinter dieser Felswand sind wir vollkommen unsichtbar. Ihr stellt Euch, Jeder zwanzig Schritte vom Andern, daß die da unten glauben, es sei eine größere Truppe, und wenn ich winkt, Schnellfeuer! Ruhe und gut gezielt!“

Die drei Grenadiere hatten sich hinter den Felsen aufgestellt, die ihnen, ohne selbst gesehen zu werden, einen

Barrikade, und Salve auf Salve in rasendem Schnellfeuer. Die Verwirrung unten war grenzenlos.

Die Dragoner hatten auf die ersten Schüsse gewendet, und waren, mit dem Bauche auf dem Rücken des Pferdes, zurückgejagt. Die blauen Blusen waren von der Brüstung der Barrikade herabgesprungen, und warfen entsetzte Blicke nach dem Verderben spreidenden Nebhügel; sie schossen ihre Gewehre auf's Geradenwohl ab nach dem unsichtbaren Feinde, dann stürzten sie sich auf die Wagen: „Alles ist verloren! Sauve qui peut!“

Umsonst suchte der Mann in Uniform die Leute zu einem geordneten Widerstande zu ermuntern. Der Angriff in ihrem Rücken hatte sie in panischen Schrecken versetzt. Nur die wenigen uniformirten Soldaten hielten sich wacker, und suchten den Rückzug zu decken indem sie

nach dem kugelspeienden Felsen ein regelmäßiges Feuer eröffneten, und den blauen Blusen Lust verschafften, ihre Verwundeten und Todten auf die Wagen zu werfen. Nachdem aber auch zwei Soldaten von den unerbittlichen deutschen Kugeln verwundet worden waren, warfen auch sie sich auf den letzten leeren Wagen und, in die Pferde hauend, jagten sie davon, die letzten in der allgemeinen rasenden Flucht.

Von der ersten Salve an waren kaum fünf Minuten verflossen, und die Barrikade war leer und öde. Zehn Minuten später tauchte aus den Nebeln eine Pickelhaube auf und betrat den Kampfplatz. Es war Max. Vorsichtig schaute er sich um, dann ließ er den Familienspiß ertönen:



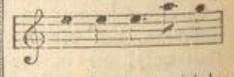
„Achtung, Feuer!“ und die Salve krachte nieder aus dem Nebhügel.

„Wenn Das Großmütterchen gesehen hätte,“ jagte Salomon und wischte sich die Stirn.

Auf die Meldung der zurückspringenden Dragoner war die Vorhut rasch vorgeückt, und groß war das Erstaunen des kommandirenden Offiziers, als er die feindliche Barrikade durch drei deutsche Grenadiere besetzt fand.

Unteroffizier Maitthal machte dem Herrn Lieutenant keine Meldung.

Sergeant Malhuber aber brummte: „Haben diese Freiwilligen unverschämtes Glück! Daß mich das Donnerwetter da weg hatte!“



Jetzt gab der Auspäher ein Zeichen und glitt an dem Baume herunter. Der Haufen unten ordnete sich und eilte an die Brustwehr, die Gewehre schußfertig aufgelegt. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Unteroffizier Theodor hatte dieses alles beobachtet. Aber er sah von seinem Standpunkt aus nicht nur das Innere der Barrikade, sondern er sah auch die drei heranreitenden Dragoner. Sie hatten sich zum Schutze gegen das Unwetter in ihre Mäntel gewickelt; sorglos ritten sie daher, in wenigen Augenblicken mühten sie die scharfe Biegung des Weges erreichen, und dann — dann waren sie unrettbar verloren, denn dann befanden sie sich plötzlich und unmittelbar vor 200 feindlichen Gewehrmündungen.

Theodor pochte das Herz, als wolle es ihm die Brust zerbrechen. Jetzt waren die Dragoner nur noch auf Pferdelänge von der gefährlichen Ecke entfernt, und jetzt —

„Achtung, Feuer!“

und die Salve krachte nieder aus dem Nebhügel in die



„Wollt ihr stille sein, ihr Besten?! Da habt Ihr Fleisch! Hier Waldheim, mache ihnen den Garau und ruppe sie!“ und damit warf er die Vögel in die Stube. Doch diese hatten kaum ihre Freiheit verspürt, als sie davon einen möglichst nützlichen Gebrauch zu machen und in Sicherheit zu kommen suchten. Und nun begann eine allgemeine Jagd, an welcher sogar Herr Sergeant Malhuber sich beteiligte, und die endlich mit der Niederlage der beiden Franzosen endigte. Der Monsieur le coq mußte zuerst sterben, indem Herr Malhuber ihn, und zwar im Fluge, den Kopf herunter säbelte, ein Lusthieb, dessen er sich noch lange rühmte; und die Französin starb eines musikalischen Todes, denn da sie so unvorsichtig war, sich auf die Tasten des Piano's zu stützen, so schmetterte Herr Waldheim in seltener Geistesgegenwart den Dedel zu, und sie starb erdrückt, sterbend noch einen Kollartord anschlagend.

Unteroffizier Theodor allein hatte sich an der Jagd und dem Morde nicht beteiligt. „Mag“ sagte er, „wo hast Du die Vögel her? Du wirst doch nicht?“

„Beruhige Dich“ erwiderte dieser lachend, „ich habe sie

redlich erworben. Wie ich vorhin durch die Straßen schlendere, höre ich auf einmal einen Hahnenchrei. Wo ein Hahnenchrei ist pflegt auch gewöhnlich ein Hahn zu sein, dachte ich, und trat in das betreffende Haus hinein. Eine alte Französin — die jungen sind ja alle ausgezogen — eine Katze auf dem Arme, empfing mich in der Haustür und fragte nach meinem Begehre. Ich nahm all mein Französisch zusammen und sagte: „Madamchen, ich möchte Ihnen einen Gockelhahn ablaufen.“

„Gockelhahn?“ sagte sie, „oh, ich habe keinen Gockelhahn.“

„Doch, doch, Madamchen, ich habe ihn krähen hören!“

„Unmöglich, Monsieur. Oh, Monsieur“ setzte sie mit einem theatralischen Seufzer hinzu, „der gallische Hahn kräht nicht mehr!“

Doch den in Rede stehenden gallischen Hahn schien dieses Mißtrauen zu empören, und entrüstet legte er Verwahrung ein mit einem entschiedenen: „Kikeriki! Kikeriki!“

Die alte Französin erbleichte; gegen dieses Beweismittel war nicht mehr aufzukommen.

„Hören Sie, Madamchen, der gallische Hahn kräht doch noch! Aber er hat die längste Zeit gekräht! Hier sind zwei Franken, heraus mit dem Hahn!“

„Oh, Monsieur!“

Jetzt aber ging mir die Geduld aus: „Donnerwetter, Madame, eure Franzosen hätten bei uns nicht so viel Federlesens gemacht. Den Hahn oder die Katze,“ und dabei griff ich nach der Katze auf ihrem Arme, „sie ist fett und giebt einen kräftigen Hasenbraten.“

Das war aber der Französin zu viel. Die Katze war offenbar ihrem Herzen näher, und sie opferte, um diese zu retten, den Hahn. Mit einem Griff hatte ich den krähenden Burschen an Krage, und daß ich auch das Huhn mitgenommen, geschah aus Menschlichkeit; es war die letzte der Gattinnen des gefangenen Godlers, und sie zu trennen wäre grausam gewesen!“

„Und nun sind sie beide zusammen gestorben. Requiescant in pace,“ sagte Waldheim salbungsvoll und sang an, den Hahn zu rufen.

Die Kriegskameraden waren noch mit der Zubereitung zum Mittagessen beschäftigt, als draußen auf der Straße ein ungewöhnlicher Lärm sich erhob; es schien eine freudige Aufregung zu sein, man hörte aus dem Lärm heraus fröhliche Juchzer, und truppweise eilten die Soldaten an den Fenstern vorbei.

„Sehen Sie mal nach, Waldheim, was da draußen los ist,“ sagte der Sergeant.

Doch Mag war schon an das Fenster gesprungen: „Was gibt's da draußen? He da, Zimmermann, was ist los?“

„Die Feldpost ist angekommen!“

Die Nachricht einer gewonnenen Schlacht kann bei den Soldaten keinen größeren Jubel hervorrufen als dieses: „Die Feldpost ist angekommen!“ Nachricht aus der Heimath, von den Eltern, den Geschwistern, von Frau und Kindern, von der Braut.



„ein Lusthieb, dessen er sich noch lange rühmte.“

Auditor, ein Freund meines Vaters, hat die Kiste mitgebracht. Sie ist für mich und meine zwei Freunde.“

Der Sergeant wendete sich nach dem Fenster und trommelte den Zapfenstreich an den Scheiben. Waldheim setzte den Bratspieß in raschere Bewegung. „Wieder kein Brief,“ murmelte er und fuhr sich mit der linken Faust über die Augen.

„Doch tröstet Euch, meine Freunde,“ sagte Theodor zu dem Sergeanten, der bereits anfang, vom Zapfenstreich zu einem Sturmarsch überzugehen; „wir sind Kriegskameraden und theilen Freud und Leid, folglich theilen wir auch die Kiste. Heraus mit dem Säbel, Mag, und ausgebrochen!“

Das war bald geschehen und begierig griffen die drei Freunde nach den Briefen, die obenauf lagen, und jeder eilte mit seinem Schatz nach dem Fenster, und sie saßen mit leuchtenden Augen.

„Von meiner guten Mutter,“ sagte Theodor und küßte den Brief.

„Mein Vater ist Oberförster geworden!“ jubelte Mag. „Und meine Lieben sind alle gesund und glücklich,“ sagte Salomon.

Unsere Grenadiere stürzten nach der Thüre.

„Halt!“ kommandirte der Sergeant. „Herr Kamerad Matthal nehmen Sie den Eichberg mit und sehen Sie nach, ob etwas für uns gekommen ist. Waldheim, lassen Sie den Hahn nicht anbrennen oder das Donnerwetter soll...“

„Zu Befehl!“ sagte Waldheim und drehte den eisernen Ladestock, auf welchem die gemordeten Franzosen aufgespießt waren, über dem Kaminfeuer.

Nach einer halben Stunde kehrten die Abgeandten zurück. Mag leuchtete unter der Last einer schweren Kiste.

„Was, eine ganzekiste?“ rief Sergeant Malhuber, „und nichts für mich?“

„Diesmal nicht, Herr Kamerad,“ erwiderte Theodor. „Der neue Regiments-Auditor, ein Freund meines Vaters, hat die Kiste mitgebracht. Sie ist für mich und meine zwei Freunde.“

Der Sergeant wendete sich nach dem Fenster und trommelte den Zapfenstreich an den Scheiben. Waldheim setzte den Bratspieß in raschere Bewegung. „Wieder kein Brief,“ murmelte er und fuhr sich mit der linken Faust über die Augen.

„Doch tröstet Euch, meine Freunde,“ sagte Theodor zu dem Sergeanten, der bereits anfang, vom Zapfenstreich zu einem Sturmarsch überzugehen; „wir sind Kriegskameraden und theilen Freud und Leid, folglich theilen wir auch die Kiste. Heraus mit dem Säbel, Mag, und ausgebrochen!“

Das war bald geschehen und begierig griffen die drei Freunde nach den Briefen, die obenauf lagen, und jeder eilte mit seinem Schatz nach dem Fenster, und sie saßen mit leuchtenden Augen.

„Von meiner guten Mutter,“ sagte Theodor und küßte den Brief.

„Mein Vater ist Oberförster geworden!“ jubelte Mag. „Und meine Lieben sind alle gesund und glücklich,“ sagte Salomon.

„Auch Großmütterchen läßt Euch grüßen und Tante Leopoldine!“

Herr Malhuber hatte offenbar weniger Interesse an dem Inhalte der Briefe als an dem Inhalte der Kiste. Während die drei Freunde die Briefe lasen, rückte er gegen die Kiste vor und warf einen prüfenden Blick hinein. Die Stiefel und Kleidungsstücke, die obenauf lagen, erregten weniger seine Theilnahme; aber in der einen Ecke entdeckte er den gesiegelten Kopf einer vielversprechenden Flasche, und mit behaglichem Schmahen neigte er die Lippen mit der Zunge. Als er aber in der zweiten Ecke ein Etwas erblickte, was eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem obern Theile eines Tabakpäckchens hatte, da stieg eine Röthe in sein Gesicht, rasch machte er kehrt, und marschirte nach seinem Brodbeutel, aus dem er eine kurze

Weise nahm, die er alsbald emsig zu reinigen aufing, von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen Blick nach den Briefeslern werfend, ob sie denn noch nicht fertig seien.

Grenadier Waldheim drehte immer noch pflichtgetreu seinen Bratspieß; seine Blicke waren aber zwischen dem gallischen Hahn und der deutschen Kiste getheilt, und endlich hielt er's nicht mehr aus und stand auf, um...

„Waldheim, wollen Sie sitzen bleiben!“ donnerte der Sergeant hinter seiner Pfeife vor, „müssen Sie Ihre Nase überall haben? Passen Sie auf, daß der Hahn nicht verbrennt!“

Mit einem Seufzer sank Waldheim wieder auf seinen Schemel zurück und fuhr fort, den Bratspieß zu drehen.

Glücklicherweise für die Ungeduld der Weiden hatten die Freunde die Lesung ihrer Briefe beendet.

„Und nun zu der Kiste,“ sagte Salomon, seinen Brief faltend. „Ich bin doch begierig, ob die Freunde ihre Gaben wieder mit den üblichen Knittelversen begleitet haben.“

„Richtig,“ rief Max und hielt ein Papier in die Höhe, „da ist schon einer oben drauf!“

„Vorlesen! Vorlesen!“

„Ist die Kist' auch etwas klein,“

„Geht doch ziemlich viel hinein:

„Wämser, Socken, Schnaps und Punsch,

„Alles comme il faut nach Wunsch;

„Rauchtabak und Stiefel auch,

„Warme Binden für den Bauch!

„Frohen Muth beim Waffentanz

„Wünscht Euch Euer Onkel Franz!“

„Hurrah, das ist französische Poesie!“ jubelte Max.

„Schnaps und Punsch und Rauchtabak?“ murmelte Herr

Malhuber, „dieser Onkel Franz scheint ein sehr edler Mensch zu sein!“

„Das ist er auch,“ lachte Salomon. „Hier Herr Sergeant, stopfen Sie sich ein Pfeisichen. Doch halt, an dem Tabakspäckchen ist ja auch ein Zettel:

„Morgens die Franzosen stopfen,

„Abends sich ein Pfeisichen stopfen,

„Kann es etwas Schön'res geben,

„Als ein solch' Soldatenleben?“

Vater Borell, Oberförster.“ Von Deinem Vater, Max. Jetzt die Pfeifen raus, und ein Dankopfer angebrannt. Waldheim, laß' Deinen Gockelhahn fahren und stopfe Dir auch eine.“

„Auch ein edler Mensch, der Herr Oberförster,“ rief Malhuber begeistert und stopfte sich eine Pfeife.



Und sie lasen mit leuchtenden Augen.

„Hier ein Päckchen Socken mit einem Verse von der Mutter“ rief Theodor:

„Die Socken hab' ich selbst gestrickt,

„Die Namen selbst hineingestickt,

„Und heiße Wünsche eingewoben!

„O glück'ger Gott im Himmel droben,

„Hör' einer Mutter heißes Fleh'n,

„Schenk' uns ein glücklich Wiederseh'n!“

„Die gute Mutter,“

sagte Theodor mit bebenden Lippen und schob den Zettel in den Busen.

„Hier Herr Kamerad, haben Sie auch ein Päckchen; hier Waldheim, auch eins; es reicht für Alle.“

„Vortreffliche Frau,“

sagte der Sergeant, und schob die Socken in den Brodbeutel.“

„Und hier Cognac und Punschessenz! Hört was Vater Bornheim schreibt:

„Ein richtiger Schnaps, ein kurz Gebet,

„Und dann hinein in den Feind,

„Der liebe Gott begehrt's nicht lang,

„Er weiß schon, wie Ihr's meint.“

Vater Bornheim, Oberabbiner.“

„Was?“ rief der Sergeant, eine lange Flasche und ein kurz Gebet? Und das sagt ein Oberabbiner? Der Mann ist der edelste von Allen. Ist der Cognac ächt?“

„Gleich werden wir ihn versuchen,“ beschwichtigte Theodor lachend. „Wir haben's aber vorher noch mit mehr edeln Männern zu thun! Hier z. B. ist gleich eine Kiste Cigarren!“

„Cigarren?“ rief der Einjährige Waldheim, und machte einen langen Hals. „Doch um Gotteswillen keine Liebes-Cigarren?“

„Nein, beruhige Dich,“ tröstete Salomon, „ich kenne sie, es sind die Cigarren, die mein Vater raucht. Doch laßt sehen, was er dichtet:

„Erst brennet den Franzosen  
 „Auf ihre rothen Hosen,  
 „Dann brennt Euch eine Cigarr' an!  
 „Und habt Ihr Kameraden,  
 „Auch denen wirds nicht schaden,  
 „Das Ristchen reicht für manchen Mann!“  
 „Greift zu, Ihr Freunde, Ihr hört ja, die Cigaren  
 sind für uns alle!“  
 Herr Malhuber war wirklich gerührt und mit fast  
 glücksender Stimme sagte er: „Da . . . das ist no .  
 noch der Allerdelkste!“  
 „Ei das ist ja der gleiche, wievorhin!“ berichtigte Waldheim.  
 „Das ist einerlei, er ist doch noch edler!“  
 „Und nun, Ende gut Alles gut, ein Schinken!“ rief  
 Theodor. „Die Poesie hat mein Vater geliefert:  
 „Hast einen Franzen Du gefangen,  
 „Und der Kerl hat Appetit,  
 „Theil ihm auch ein Stückchen mit  
 „Vom Schweine, das im Rauch gehangen!“  
 „Soll geschehen! Der erste Franzoje, den wir fangen,  
 soll ein Stück Schinken haben!“  
 „Ausgenommen die Frantireurs,“ rief Max, „mein  
 Schädel brennt mich noch von der verdammten Freischütz-  
 tugel! Aber da steckt ja noch etwas auf dem Boden der  
 Kiste. Hurrah, ein neuer Kalender!  
 „Hier habt Ihr einen Hintenden,  
 „Der Pfaff nennt ihn den Stintenden;  
 „Wer solchen Stall puht, meiner Seel,  
 „Der kann nicht riechen nach Rosenöl!“  
 „Ein Tier? Das gibt einen Ohrenschmaus nach dem  
 Essen!“ rief Theodor.  
 „Setz meine Herren, zu Tische; das soll ein Götter-  
 mahl werden!“

Und in der That, es war ein herrliches Mahl: Kar-  
 toffeln und Rüben und gebratene Hahnen, Schinken, Cognat  
 und Punsch, und dazu gute Nachrichten aus der Heimath  
 und in Folge davon leichte fröhliche Herzen — am Generals-  
 tisch in der Mairie war keine so glückliche Tafelrunde.  
 Eben hatte Sergeant Malhuber den gebratenen Hahn  
 aufgespießt, um ihn kunstgerecht zu zerlegen, als Gottfried  
 Zimmermann in das Zimmer hereinkürnte. Derselbe  
 Gottfried, dessen persönliche Bekanntschaft wir im ersten  
 Kapitel nicht machen konnten, weil er gerade im hintern  
 Katernhof Schildwache stehen mußte, während in dem  
 Katernhofe seine Kriegskameraden, vor den entsetzten Augen  
 seiner Mutter, den für ihn bestimmten Schinken verzehrten.  
 „Kameraden, wißt Ihr schon?“ rief er.  
 Die Tischgesellschaft war aufgesprungen: „Nichts wissen  
 wir, was gibt es?“  
 „Hört Ihr draußen den Lärm?“  
 Und in der That, es brauste wie ein Sturm durch die  
 Straßen; Geschrei, Vivat-Rufen, Jauchzen, Gelächter, Gesang.  
 „Nun, heraus damit, was gibt es?“  
 „Was es gibt?“ leuchtete Zimmermann und warf sich in  
 einen Stuhl. „Gebt mir einen Schluck, die Zunge hängt mir  
 am Gaumen; ich bin so gelaufen, um es Euch zu sagen.“  
 „Un Glücksmensch, so rede doch!“ rief Theodor, nachdem  
 Gottfried ein Glas Cognat hinuntergestürzt hatte. „Ah  
 der brennt! das ist einmal ein guter. Und Schinken  
 habt Ihr auch? Donnerwetter!“  
 „Höre einmal, Gottfried,“ rief Salomon und schüttelte  
 ihn. „Du sollst von Allem haben, aber sage endlich, was  
 los ist oder . . . .“  
 „Na, zu schütteln brauchst Du mich nicht,“ rief Gott-  
 fried entrüstet. „Ich bin kein Arzneitolben, bei dem es  
 heißt, vor dem Einnehmen zu schütteln. Gebt mir noch  
 einen Schluck und dann kann's losgehen!“  
 Jetzt aber sprang der Sergeant Malhuber auf, und

dem unglücklichen Erzähler den Säbel mit dem an-  
 spießten Hahn unter die Nase haltend, schrie er: „Das  
 Donnerwetter soll Dir auf den Schädel fahren, wenn du  
 Himmelsakrementer jetzt nicht gleich Dein Maul aufstust!“  
 „So,“ jagte Zimmermann, „das lasse ich mir gefallen;  
 so redet man mit einem. Aber schütteln? Nein schütteln  
 lasse ich mich nicht!“  
 Gottfried nahm noch einen Schluck und dieser brachte  
 ihn in das richtige Fahrwasser: „Also der Adjutant hat  
 es von der Altane herunter verkündet:  
 „Was?!“  
 „Metz hat kapitulirt!“  
 „Ist's möglich?!“  
 „Hundertachtzigtausend Gefangene!“  
 „Hurrah!“  
 „Zehntausend Pferde mit abgefressenen  
 Schwänzen!“  
 „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“  
 „Freunde!“ rief Theodor und hob begeistert sein Glas  
 in die Höhe. „Das ist ein welthistorisches Ereigniß! Ein  
 Hoch unserm Kriegsherrn, dem König von Preußen!“  
 „Hoch, hoch und hoch!“  
 „Und über Alles: Hoch unser theures deutsches Vaterland!“  
 Die Grenadiere schüttelten sich die Hände mit bligen-  
 den Augen und flammenden Wangen.  
 „Und nun Gottfried, Platz genommen bei uns; der Sieges-  
 bote muß Theil nehmen an unserm Siegesmahle!“



IV.  
 Im feindlichen Lager.

**A**uf der Straße zwischen Apollinaire  
 und Dijon, liegt der Park de Mont-  
 musard: ein Landgut mit einem  
 kleinen Schlosse und ausgebreiteten Wirthschafts-  
 gebäuden, rings umgeben von einer hohen  
 starken Mauer, die den Platz ganz geeignet  
 macht zu einer nachdrücklichen Vertheidigung. Doch schei-  
 nen die Franzojen auf diesen Vorzug des Platzes kei-  
 nen Werth zu legen, denn heute früh noch — an  
 dem im vorigen Kapitel beschriebenen Ruhetage der  
 deutschen Truppen —, war der Park de Montmusard von  
 einer deutschen Dragoner-Parrouille, die bis Dijon zu  
 rekognosziren hatte, besucht worden, und konnte nicht das  
 geringste Verdächtige gefunden werden, obgleich der den  
 Zug begleitende Leutnant den ganzen Park mit dem  
 Schlosse und den Wirthschaftsgebäuden genau durchsuchen  
 ließ. Der Gutsbesitzer hatte die feindlichen Reiter sogar sehr  
 freundlich empfangen und reichlich bewirthet.  
 Gegen Abend kehrte die gleiche Reiterabtheilung wieder  
 von Dijon zurück. An der Spitze ritt der Leutnant,  
 behaglich und sorglos seine Cigarre rauchend, und mit  
 seinem Begleiter, einem Kriegsfreiwilligen, plaudernd  
 Unter der Umfassungsmauer des Park de Montmusard  
 machte der Zug halt.  
 „Untersoffizier Meier!“ befohl der Offizier.

Der Gerufene sprengte vor, „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ „Ich möchte Ihre Meinung wissen, ob wir das Nest da oben noch einmal untersuchen sollen?“

Der Unteroffizier fühlte sich sehr geschmeichelt, daß er von seinem Vorgesetzten zum Kriegsrathe beigezogen wurde. „Herr Leutnant, was das betrifft,“ sagte er, „und wenn der Herr Leutnant gern noch eine Flasche von dem Rothem“ — dabei wischte sich der Mann den Schnurrbart — „und der Schinken was auch nicht bitter, und so meine ich, könnten wir allerdings . . . Befehlen der Herr Leutnant, daß wir abziehen?“

„Der Gedanke ist nicht übel“, meinte der Kriegsfreiwillige in Erinnerungen der heute früh genossenen Gastfreundschaft, „und wenn der Herr Leutnant . . .“

„Nein, nein,“ lachte der Offizier, „danke für guten Rath; aber es ist schon spät und wir haben noch einen weiten Weg. Vorwärts Marsch!“

Der Reiterzug setzte sich in Trab und in wenigen Minuten war er hinter der nächsten Biegung des Weges verschwunden.

Der junge Dragoner-Leutnant ahnte nicht, daß sein kleines Wörtchen „Nein“ wahrscheinlich ihm und seinen Dragonern das Leben gerettet hatte; denn während der kurzen Rast unter der Parkmauer waren hundert Gewehrläufe auf die Reiter gerichtet und — anstatt des Wörtchens Nein ein Ja — so hätte eine Salve die Dragoner weggeblasen. Der Hof hinter der Parkmauer war vollgepfropft mit Franzosen, aber diesmal nicht von Franc-tireurs in blauen Blusen, sondern von Rothhosen, von regelmäßiger Infanterie, unter den Befehlen eines Kapitäns, des gleichen stattlichen hochgewachsenen Offiziers, den wir schon gestern hinter der Straßenbarricade kennen gelernt haben.

Heute trug er den linken Arm in der Binde. Als dem Kapitän das Gerannahen der Dragoner gemeldet worden war, hatte er befohlen:

„An Eure Posten, an der Mauer! Keiner spreche, keiner zeige sich! Reiten sie vorüber, gut, laßt sie ziehen! Machen sie Halt und sitzen ab, nieder mit ihnen! Aber nur auf mein Kommando „Feuer!“

Es waren geschulte Soldaten, der Befehl wurde pünktlich befolgt. Das Kommando „Feuer“ erfolgte nicht, und die Dragoner ritten unbehelligt weiter.

„Bon voyage!“ murmelte der Kapitän mit einem grimmigen Lächeln. „Allons, mes enfants, an die Arbeit!“ und eine rege Thätigkeit entwickelte sich in dem ausgedehnten Hofe des Park de Montmusard. Die Gewehre wurden in Pyramiden zusammengestellt, und während ein Theil der Soldaten mit Brecheisen und Hacken Lücken und Schießlöcher in die Mauer brachen, schleppten andere Bauholz herbei, und errichteten Schießstände in der halben Höhe der Mauer. Sämmtliche Knechte und Mägde des Gutes halfen den Soldaten bei ihren kriegerischen Vorbereitungen, und mehrere von ihnen theilten Wein und Erfrischungen unter die Leute aus.

Der Kapitän schritt durch die Gruppen, ertheilte Befehle und spornte den Eifer der Soldaten an: „Allons mes enfants“ greift wacker an! Wir wollen's ihnen heimgeben! Mille tonnerres, diese Franc-tireurs! Davonzulaufen vor einer Handvoll Preussens! Diab! der Kapitän schnitt ein grimmiges Gesicht und strich seinen Knebelbart, daß ihm ein Büschel Haare zwischen den Fingern hängen blieb.

„Warum so grimmig, Kapitän, auf unsere tapferen Franc-tireurs?“ sagte der Schlossherr, der auf seinem Rundgang den Zornausbruch des Offiziers gehört hatte. „Sollten sie sich todt schießen lassen wie Hasen, aus sicherem Versteck, in das die feigen Preussens sich eingemischt hatten? Und mir dünkt, die Franc-tireurs waren nicht die einzigen, die davon gelaufen sind, und mein Neffe . . .!“

„Ihr Neffe, Monsieur Boussonier, ist ein gepugter Affe,“ erwiderte der Kapitän mit finstern Blick „der mit seinen Leuten zuerst den Impuls gab zu dem panischen Schrecken, der Alles in die Flucht trieb! Mille tonnerres, Monsieur, ich mit meinen paar Mann konnte nichts weiter thun als ihre Flucht decken, und hätten die Preussens mir nicht 2 Mann getödtet und mir den Arm zertrümmert so . . .!“

„Monsieur le Capitain,“ fiel der Schlossherr beschwichtigend ein, „ich wollte Sie nicht beleidigen. Sie sind ein tapferer Mann, wer weiß das nicht? Aber auch unsere Franc-tireurs sind wackere Männer, die ihr Leben daran setzen, die Hunde von Preussens aus dem Lande hinaus zu jagen. Und nun sagt mir noch Eines, Kapitän, warum habt Ihr vorhin die preussischen Kanonen unbehelligt reiten lassen anstatt sie niederzuschießen zu lassen?“

„Weil wir Soldaten sind, und keine Franc-tireurs, wie Ihr Herr Neffe,“ erwiderte der Kapitän kurz, wandte dem Schlossherrn den Rücken und verschwand im Innern des Schlosses.

„Verdammtter Narr, dieser Kapitän,“ knirschte der Besitzer von Montmusard zwischen den Zähnen, „mit seiner noblesse militaire. Nieder mit den preussischen Hunden! Das Wie ist einerlei!“

Die große Halle im untern Stockwerke des Schlosses war durch einen Kronleuchter in der Mitte des Saales hell beleuchtet. Ein Offizier von höherm Rang, mit grauem Schnurr- und Knebelbart, ging mit raschen Schritten in der Halle auf und nieder, einem jungen Offizier, der unter dem Kronleuchter an einem eigenen Tische saß, Befehle in die Feder jagend. Ordonnanz kamen und gingen, Meldungen machend und Befehle empfangend. Im Hintergrunde des Saales, an einem mit Speisen und Getränken besetzten Tische, saß eine Gesellschaft junger Offiziere, die sich sehr lebhaft, wenn auch mit gedämpfter Stimme unterhielten. Unter ihnen ein älterer Mann in bürgerlichem Anzuge, dem es in dieser Gesellschaft nicht besonders behaglich zu sein schien, und der ein ziemlich bedenkliches Gesicht machte. Der ältere höhere Offizier rauchte eine Cigarre, und wenn er auf seinem Gange an den Offizierstisch kam, rastete er einen Augenblick, um einen Schluck Rothwein zu nehmen, und setzte dann seinen Spaziergang wieder fort. Der Mann in Bürger-Anzuge folgte dem Offizier mit ängstlichen Blicken, er spitzte die Ohren, um etwas von den Befehlen, die jener diktierte, zu erfassen, und verstauchte das Geplauder der Offiziere, das ihm ein Verständniß unmöglich machte.

Jetzt erhob sich der junge Offizier unter dem Kronleuchter und faltete und siegelte mehrere Briefe.

„Sind die reitenden Ordonnanz vor der Thür?“

„Oui, mon colonel!“

„Also fort mit ihnen und sie sollen die Pferde nicht schonen.“ Der Oberst trat an den Offizierstisch, und dem Civilisten auf die Schulter klopfend, sagte er: „Nun mein Herr Maire, Ihr Wunsch ist erfüllt. Außer den drei Linienbataillonen, mit denen ich bereits eingetrückt bin, wird die Eisenbahn in dieser Nacht noch sechs Bataillone Mobilmgardien und eine Jägerkompagnie herbeischleppen, und morgen werden wir 10,000 Mann in Dijon haben, um es zu verteidigen.“

„Nicht mit meinem Willen, Colonel Fauconnet, nicht mit meinem Willen,“ betheuerte der Herr Maire. „Ein Böbel-Gemeute hat das Rathhaus gestürmt und die Väter der Stadt gezwungen, auf telegraphischem Wege die Truppen zu requiriren.“

„Einerlei, Herr Maire,“ erwiderte der Oberst kurz, „ich habe den Befehl, Dijon zu verteidigen, und ich

werde es thun. Die Folgen mögen die Väter der Stadt tragen."

"O mon Dieu, was können das für Folgen sein? Zehntausend Mann sagen Sie? Und dann noch unsere Nationalgarden, und das begeisterte Volk, das an dem Kampf theilnehmen wird! O mon colonel, da wird man doch mit der Handvoll Prussiens fertig werden."

"Eine Handvoll Prussiens?" erwiderte der Oberst heftig. "Zwölftausend, mein Herr Maire, und sechs Batterien, gerade sechs Batterien mehr als wir haben, und diese werden morgen die Stadt mit Granaten überschütten und in Trümmer legen! Nationalgarden und begeistertes Volk? Bah! Wenn es zum Sturme kommt, so wird das begeisterte Volk die Ursache sein, daß auch die Bürger niedergemetzelt werden, und die Stadt in Flammen aufgeht!"

"O mon Dieu!" jammerte der Maire, die Hände zusammenschlagend.

"Das hätten Sie früher bedenken sollen, mein Herr Maire," fuhr der Oberst mit gefuchter Stirne fort.

"Ihre Nationalgarden wollen die Preußen besiegen, und konnten nicht einmal Herr werden über eine Pöbel-Emeute? Dijon, eine offene Stadt, vertheidigen zu wollen, ohne Geschütz und ohne Reserven im Rücken, ist ein . . . .! Bah! was kümmerst's mich; ich bin Soldat und habe meine Befehle, und lamm mich unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, ein ächtes Soldatengrab. Das unnütz vergossene Blut mögen Andere verantworten. — Ah, mon capitaine, was macht Ihre Wunde?" Diese freundlichen Schlussworte waren an den Capitain gerichtet, den wir in dem Schloßhofe kennen gelernt haben, und der mit militärischem Gruße vor seinen Vorgesetzten trat, um ihm Meldung zu machen:

"Mon colonel, Ihre Befehle sind vollzogen und alle Vorbereitungen zur Vertheidigung gemacht!"

"Eh bien, und Ihre Wunde?"

"Nicht der Rede werth, ein Schuß durch's Fleisch."

"Und die preussische Patrouille ist unbelästigt geblieben, wie ich befehl?"

"Oui, mon colonel. Da sie keine Miene machten abzusitzen, so ließen wir sie ziehen."

"Bon! Die Prussiens glauben Dijon sei unbeseht und müssen auf dem Glauben erhalten bleiben. Haben Sie erfahren, wer gestern die Dummheit begangen hat, aus einem der letzten Häuser in Dijon Feuer auf die Dragoner-Patrouille zu geben?"

"Oui, mon colonel, der Schneider Dubois mit seinen sechs Gesellen."

"Dubois?!" rief der Maire, „der war auch einer der Anführer der Emeute. Mir hat der Schurke das Gewehr auf die Brust gefeßt!"

"Sieben Schneider!" lachte der Oberst, „die Kerls haben den Teufel im Leibe. Was haben Sie mit den Burschen angefangen?"

"Ich habe sie einsperren lassen, damit sie keine zweite Dummheit begehen. Die Kerls waren ganz wüthend, und ich mußte sie binden lassen."

"Es ist gut! Herr Capitain, Sie haben Ihre Befehle! Gott mit Ihnen! Es gibt morgen einen heißen Tag. Meine Herren Offiziere, auf zu Pferde, wir reiten nach Dijon!"

Die Offiziere sprangen von ihren Sitzen auf, und auch der Herr Maire erhob sich, nachdem er noch vorher zur Stärkung ein Glas Burgunder hinuntergestürzt hatte.

Der Ausbruch der Offiziere sollte aber noch nicht erfolgen, denn draußen vor der Thüre erhob sich ein großer Tumult.

"Was gibt es? Ordonnanz sehen Sie nach!" herrschte der Oberst.

Die Thür sprang auf und herein trat raschen Schrittes, mit erhobenem Haupte und mit leuchtenden Augen, Herr Boussonier, der Besitzer des Schlosses. „Mon colonel," berichtete er mit fliegendem Athem, „ich bringe Ihnen gute Nachrichten. Die tapfern



„Monsieur Boussonier, Capitaine des Franc tireurs, mein Refte."

Franc tireurs von Apollinaire, unter ihrem Capitain Boussonier, meinem Refsen, haben in einem hitzigen Gezecht mit einer Patrouille einen von den Prussienschunden getödtet und zwei zu Gefangenen gemacht. Sie sind in der Vorhalle, und wir erwarten Ihre Befehle, was mit den Hundengeschehen soll."

"Herein mit ihnen!" befehl der Oberst.

Ein lärmender Haufen blauer Blusen drang in den Saal, in seiner Mitte zwei deutsche Soldaten herein schleppend, denen die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren.

An der Spitze des Haufens befand sich ein hochgewachsener junger Mann, dessen etwas phantastisch aufgeputzte Kleidung, denn Uniform konnte man sie kaum

nennen, ihn als den Anführer der Leute vermuthen ließ. Auch er trug eine Bluse, allein sie war von feinem Wollstoffe, überreich mit goldenen Bizen besetzt, und von einem rothen Gürtel zusammengehalten, in welchem zwei Revolver steckten. An der Seite trug er einen Säbel und über die Schulter hatte er eine Büchse von vortrefflicher Arbeit hängen. Wenn auch diese Kleidung etwas theatra- lisch war, so schien sich ihr Träger doch sehr darin zu gefallen, und in der That, sie paßte auch ganz gut zu der gebräunten Gesichtsfarbe des jungen Mannes, und den dunkeln Locken, die etwas wild und ungeordnet unter dem phantastisch mit Federn aufgeputzten Güte hervorquollen. Der Träger aller dieser Herrlichkeiten trat mit militärischem Gruße vor den Oberst und wurde von dem Schloßherrn vorgestellt: „Monsieur Boussonier, Capitaine des Franc tireurs, mein Refse!"

Der Oberst warf einen Blick auf den gepudhten jungen Mann, und ein spöttliches Lächeln spielte um seinen Mund: „Monsieur le capitaine," sagte er auf die lärmenden Blusen deutend, „lassen Sie Ihre Leute abtreten, die selben scheinen sehr aufgeregt und wenig disciplinirt."

„Mon colonel, die Begeisterung, die Freude über den Sieg,“ bemerkte der junge Mann entschuldigend.

„Abtreten!“ herrschte der Oberst. „Zwei Mann zur Bewachung der Gefangenen bleiben hier! Die Gefangenen vor!“ Die Francireurs stießen die Gefangenen mit den Gewehrkolben vorwärts.

Der Oberst bemerkte dieses Verfahren mit gerunzelter Stirn. „Schurken!“ rief er, „wisset Ihr nicht, wie man Kriegsgefangene Männer behandelt? Wer hat die Leute gebunden?“

„Auf meinen Befehl, mon colonel.“ erwiderte der Freischützen-Kapitain, „die Hunde haben Einen der Unsrigen getödtet!“

„Rosbinden!“ donnerte der Oberst, und dem Befehle wurde von den verdugten Freischützen alsbald Folge geleistet. Auf die von ihren Banden befreiten Gefangenen warf jetzt der Kronleuchter sein volles Licht, und alsbald erkennen wir in ihnen alte Bekannte, und zwar unsern Freund, den Grenadier Salomon und den Dragoner-Freiwilligen Flemming, der vor wenigen Stunden noch Parc de Montmusard. Beider Uniformen waren beschmutzt und zerrissen, beiden fehlte der Helm, und die Haare beider starrten von geronnenem Blute.

„Seid Ihr schwer verwundet?“ fragte der Oberst. „Nein, mein Herr,“ erwiderte Salomon „nur mißhandelt mit Prügeln und Gewehrkolben.“

Der Oberst zog die Augenbrauen zusammen. „Darf ich sprechen, mein Herr?“

„Sprechen Sie!“

„Mein Herr, Sie sind Offizier der französischen Armee, und bei Ihnen erheben wir Beschwerde über die schmachvolle Mißhandlung, welche wir von dieser Bande zu erdulden haben!“

Salomon hatte mit erhobener Stimme, aber in achtungsvollem Tone, und im reinsten Französisch gesprochen. Der französische Offizier betrachtete den unscheinbaren Grenadier mit erstaunten Blicken. „Sie drücken sich gewöhnlich auf unsere Sprache. Waren Sie schon in Frankreich?“

„Niemals, mein Herr,“ erwiderte Salomon, „ich bin nur Soldat für diesen Krieg. Im Frieden bin ich Professor der Mathematik.“

„Ah!“ stieß der Oberst hervor, „Fahren Sie fort.“

Der junge Francireur-Kapitain hatte dieser Unterhaltung mit peinlicher Ungeduld zugehört; jetzt trat er vor und sagte: „Mon colonel, gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Rapport erstatte, diese Schurken hier . . .“

„Später, mein Herr, später kommt auch an Sie die Reihe.“ erwiderte der Oberst mit einer wegwerfenden Handbewegung, und zu Salomon gewendet, sagte er: „Fahren Sie fort.“

Dieser erzählte: „Ich war heute Abend einer Patrouille zugetheilt, die der Reiterpatrouille, zu der mein Kamerad gehört, begegnen und sich mit ihr für den Rückweg reinigen sollte. Wir hatten St. Apollinaire passiert und keine Spur von einem Feinde gefunden. In dem Dorfe fanden die Leute in blauen Blusen unter den Thüren auf der Straße; die einen hatten Kinder auf dem Arme, andere verrichteten häusliche oder landwirtschaftliche Arbeiten, kurz Alles hatte einen friedlichen Anstrich, und die Leute versicherten uns, es sei weit und breit keine Spur von regelmäßigen Truppen oder Francireurs zu finden. Außerhalb Apollinaire trafen wir die Dragoner und traten mit ihnen den Rückmarsch an. Beim Rückmarsch durch das Dorf war es mir auffallend, daß auf einmal die Straßen leer waren, wie ausgestorben, und hinter den Thüren und Fenstern ließ sich nicht eine einzige blinkende Wette für 1876.

blaue Bluse mehr sehen. Am Ende des Dorfes, vor den letzten Häusern, war die Straße durch zwei quer gestellte Wagen gesperrt, und eben als wir beschäftigt waren, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, knatterte hinter uns eine Salve, und ein Blick rückwärts zeigte uns, daß die letzten Häuser rechts und links der Straße mit Francireurs besetzt waren, die ein mörderisches Feuer auf uns eröffneten. Ein Dragoner lag bereits auf dem Boden unter seinem Pferde, und ein Grenadier wälzte sich in seinem Blute. Wir vier übrigen Grenadiere warfen uns hinter die Wagen und erwiderten das Feuer, auch die Dragoner waren abgeessen und thaten ihr Bestes; allein die Uebermacht war zu groß, zwanzig gegen einen, noch ein Grenadier und ein Dragoner waren verwundet, der Lieutenant hatte einen Schuß durch den Arm, da befahl er: „Grenadiere, hinter uns auf die Pferde!“ Alles sprang in die Sättel, und fort flogen die wackern Thiere mit ihrer doppelten Last. Ich war beim Uebersteigen der Wagen gestürzt, und als ich mich aufrichten wollte, betäubte mich ein Schlag auf den Kopf. Als ich wieder zu mir kam, wimmelte die Straße mit blauen Blusen. Eben hatten sie meinen sterbenden Kameraden, den Grenadier, mit Gewehrkolben und Knüppeln vollends todtgeschlagen und waren im Begriff, mir und meinem Kameraden hier, den sie unter seinem um sich schlagenden Pferde hervorgezogen hatten, den gleichen Dienst zu erweisen, als der Curé des Ortes erschien, und seiner eindringlichen Fürsprache gelang es, daß wir nicht ermordet wurden. Auf Befehl dieses Herrn hier aber wurden wir gebunden, und unter den empörendsten Mißhandlungen hierher geschleppt! Dieses, mein Herr ist es, was ich zu erzählen habe.“

Salomon hatte gegen den Schluß seiner Erzählung öfters gestockt und endlich wollte er und mußte von seiner Wache gehalten werden. „Verzeihung, mon colonel, ein vorübergehender Schwindel, der Blutverlust . . .“

Der französische Oberst hatte der Erzählung aufmerksam zugehört; er hatte an seinem Schnurrbarte genagt, bei ihm ein Zeichen großer Aufregung, dann war er zweimal im Saale auf- und abgespritten, und jetzt blieb er vor den Gefangenen stehen.

„Sind Sie auch ein Professor der Mathematik?“ fuhr er den Dragoner an.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte dieser, ebenfalls in reinem Französisch, „ich bin Student. Ich studire in Heidelberg Jus!“

„Ah! also auch Kriegsfreiwilliger?“

„Zu dienen, mein Herr! Wenn wir gesiegt haben, gehe ich wieder nach Heidelberg, meine Studien fortzusetzen.“

„Hören Sie die freche Kanaille?“ knirschte der Freischützen-Kapitain.

Der Oberst nahm von diesem Zwischenruf keine Notiz und zu dem Dragoner gewendet, sagte er: „Haben Sie die Erzählung Ihres Kameraden gehört?“

„Ja, mein Herr!“

„Ist sie der Wahrheit gemäß und nichts übertrieben?“

„Sie ist der Wahrheit gemäß und nichts übertrieben.“

„Auf Ehrenwort?“

„Auf Ehrenwort!“

„Bah, das Ehrenwort eines Prussiens!“ spottete der Schlossherr, dem es bei der Erzählung des deutlichen Grenadiers für seinen tapfern Neffen doch etwas unbehaglich zu werden anfang.

„Die Gefangenen werden abgeführt,“ befahl der Oberst.

„Mon colonel, befehlen Sie, daß die Prussiens gleich . . . oder morgen früh?“ sagte der Francireur mit einem bezeichnenden Griffe an seine Büchse.



„Ich befehle,“ fuhr der Oberst fort, „daß sie sogleich . . . (das Gesicht des Frantireurs leuchtete auf), daß sie sogleich vom Chirurgen verbunden, und dann mit Speise und Trank wohl verpflegt werden, wie es tapfern Männern und Kriegsgefangenen geziemt.“

„Aber mon colonel!“ versuchte der Schloßherr einzuwenden.

„Schweigen Sie, mein Herr!“ herrschte der Oberst. „Ich habe befohlen. Herr Leutnant besorgen Sie das!“ sagte er zu dem jungen Offizier gewendet, welchem er die Depeschen diktiert hatte. „Die Gefangenen werden gut behandelt und heute Abend noch nach Dijon gebracht, wo ich sie weiter verhören werde! Bon soir messieurs!“ Der Oberst winkte wohlwollend mit der Hand. Die Gefangenen, noch einen dankbaren Blick auf den französischen Offizier werfend, wurden abgeführt; Salomon, der sich noch nicht völlig erholt hatte, unterstüht von seinem Kameraden.

„Und nun ein Wort mit Ihnen, mein Herr.“ sagte der Oberst zu dem Kapitän der Frantireurs gewendet. „Ist Ihnen mein Befehl angekommen, daß, um den Feind irre zu führen, jeder Zusammenstoß mit ihm vermieden werden soll?“

„Oui, mon colonel.“ erwiderte der Kapitän ziemlich heimlaut, „allein die Gelegenheit war zu verführerisch, und meine Leute waren wüthend wegen der Schlappe von gestern und . . .“

„Gut“, unterbrach ihn der Oberst. „Und, sind Sie dem Feind in offenem Kampfe entgegen getreten?“

„Nein, wir haben ihn getäuscht; es war eine erlaubte Kriegslist!“

„Und es war eine Kriegslist, auf die mein Neffe stolz sein darf“, setzte der Schloßherr hinzu.

„Meinen Sie? Und wie ist's mit dem verwundeten Soldaten, der ermordet wurde?“

„Er hatte einen der Meinigen erschossen“, erwiderte der Freischütz mit trotzigem Tone. „Man wird doch mit diesen Schurken, die wie Räuber in unser schönes Frankreich eingefallen sind, nicht viel Federlesens machen sollen?“

„Und nun, mein Herr, will ich Ihnen sagen, was Sie gethan haben“, fuhr der Oberst in ruhigem Tone fort, aber er nagte wieder an seinem Schnurrbart. „Sie haben gegen meinen Befehl gehandelt, und dem Feinde verathen, daß er auf bewaffneten Widerstand stoßen werde, und haben St. Apollinaire der Rache des Feindes überliefert, die er unfehlbar morgen nehmen wird! Dafür gehören Sie vor ein Kriegsgericht gestellt!“

„Aber, mein Herr! wagte der Schloßherr einzuwenden.

„Sie, mein Herr, haben hier nichts mehr zu schaffen; entfernen Sie sich“, herrschte der Oberst. Und sich zu dem vor Wuth bebenden Frantireur wendend, fuhr er fort: „Und dieses Gesecht, wie Sie es nennen, haben Sie nicht wie Soldaten ausgefochten, sondern es war ein hinterlistiger Angriff von Banditen. Dafür haben Sie eine Kugel verdient. Und für die Ermordung eines verwundeten Feindes, und für die Mißhandlung der Gefangenen gebührt Ihnen der Galgen! Danken Sie es meiner Verachtung, daß ich Sie nicht den Tod eines Soldaten sterben lasse. Marsch, hinaus mit Ihnen!“ donnerte der Oberst, „Ihr verdientes Schicksal wird Sie auch ohne mich ereilen!“

„Meine Herren Offiziere, auf zu Pferde, in einer halben Stunde müssen wir in Dijon sein!“



V.

Auf dem Marsche.

Alle die Meldungen der rekognoszirenden Dragoner-Patrouillen, an das Hauptquartier, waren darin übereinstimmend, daß bis und in Dijon keine nennenswerthen feindlichen Abtheilungen ständen, auch keine fortifikatorischen Anlagen von Bedeutung vorhanden seien.

Am 30. Oktober früh marschirten die deutschen Truppen auf der Straße gegen Dijon. Der Himmel hatte sich geklärt und zeigte, wenn auch ein französischer Himmel, seit langer Zeit den Deutschen wieder ein freundliches Gesicht. Die Stimmung der Soldaten war die heiterste, handelte es sich doch heute nur um einen ganz gefahrlosen militairischen Spaziergang, mit der angenehmen Aussicht auf den Kalbsbraten und den Rothwein in Dijon. Aus den Reihen der Kompagnien erschallte manch patriotisches Lied, und die Spasmacher, deren jede Kompagnie mindestens einen besaß, fanden heute die dankbarsten Zuhörer und Bewunderer.

Zwei Grenadiere nahmen an der allgemeinen heitern Stimmung keinen Antheil, sie zogen schweigend und düster ihres Weges. Der Unteroffizier Theodor Maithal und der Grenadier Max Eichberg beklagten ihren Freund Salomon; sie gaben ihn verloren, da er in die Hände der Frantireurs gefallen war. Der Grenadier Josef Huber, Eichberg's Nebenmann, suchte diesen durch sein gutmüthiges harmloses Geplauder zu erheitern. Er trug den Rosenkranz bis heute treu auf der Brust, als Andenken an sein gutes altes Mütterle, denn als Amulett trauete er ihm keine besondere Kraft zu, und ein tüchtiges Omelette hielt er jedenfalls für bedeutend kräftiger.

Eierluchen war dem Josef daheim seine Leibspeise, und „Omelette“ war das erste französische Wort, welches er gelernt. Wenn er bei einem französischen Bauern in's Quartier kam, da war sein Erstes, daß er mit seiner breiten Faust auf den Tisch schlug und das Wort „Omelette“ brüllte. Es war beinahe sein ganzes Französisch, aber es wurde verstanden.

„Na, Du,“ sagte er zu seinem Nebenmann — sie duzten einander Alle in der gleichen Kompagnie — „Na, Du, laß jezt das Kopfhängen bleiben; der Salomon ist uns Allen ein guter Kamerad, obgleich er ein Jude ist; aber das ist der Krieg, und wenn wir wegen jedem guten Kameraden, der gefallen ist, fennen wollten, so hätte die Heulerei gar kein Ende!“

Dieser wohlgemeinte und sehr vernünftige Zuspruch verfehlte übrigens die beabsichtigte Wirkung gänzlich, und war nicht im Stande, den finstern Trost aus dem Gesichte des Grenadiers Max zu verschuchen. „Aber ich will's ihnen gedenken, diesen verbaumten Blaufitteln,“ knirschte dieser zwischen den Zähnen, „und Du sollst gerächt werden, so wahr als . . .“

„Recht!“ fiel Josef ein, „wir wollen's ihnen heim-

geben, diesen verdammten Hurden. Aber den Appetit sollen sie uns deshalb nicht verderben, und heute Abend in Dijon heißt es diesmal nicht nur Omelette glattweg, sondern Omelette avec Schinken. Sacré bleu! Dieser Kraftausdruck bildete die zweite Hälfte seiner französischen Sprachkenntnis; er hatte ihn von einem französischen Schulmeister gelernt, dem diesen Fluch die Verzweiflung ausgepreßt hatte über die unerschwinglichen Größenverhältnisse des von dem biedern Grenadier verlangten Pfannenkuchens. Diese Hergenszerleiderung hatte dem guten Josef sehr gefallen, und als er nun gar von Salomon, der für den gelehrtesten Grenadier im ganzen Regimente galt, hörte, daß Sacré bleu auf Deutsch eigentlich „blauer Heiligener“ heiße, so erhob er ihn förmlich zu seinem Leib- und Lieblingschwur, und machte von ihm den ausgiebigsten Gebrauch.

„Sacré bleu“ unterbrach er seine Trostrede, „dort kommen ja unsere Dragoner zurüd gesprengt, und einer hat schein't's was abgefriegt, denn er hängt ganz miserabel im Sattel!“

Ein Zug Dragoner sprengte mit verhängten Bügeln die Straße von Dijon her. Einer der Reiter war offenbar verwundet, denn er wurde von seinen Kameraden unterstützt und im Sattel erhalten. Am Schluß des Zuges führte ein Dragoner zwei leere Pferde, deren Sattel mit Blut übergossen waren.

„Die haben Feuer bekommen und Verluste gehabt“, sagte Unteroffizier Theodor, als die Reiter an der Kompagnie vorüberjagten.

Der Dragoneroffizier machte bei dem Hochkommandierenden seine Meldung. Sie hatten zuerst beim Parc de Montmusard Feuer bekommen und einen Mann verloren. Aus Sully-Ferme war auch auf sie geschossen worden, ein Mann getödtet, einer schwer und mehrere leicht verwundet. St. Apollinaire war ebenfalls besetzt und wurde deshalb von der Patrouille vermiendet.

„Waren es regelmäßige Truppen oder Freischaaaren?“ fragte der General.

„In Parc de Montmusard regelmäßiges Militär, Exzellenz gehorsamst zu melden. In Sully-Ferme lauter blaue Blusen, Franktireurs. In St. Apollinaire rotte Hosen mit Mobilgarden gemischt.“

„Vermuthen Sie in Dijon bedeutende Streitkräfte?“

„Dijon soll vollgeproßt sein, mit Soldaten, Exzellenz. Die Eisenbahnzüge haben die ganze Nacht hindurch Militär beigeisolepft. Auch der Pöbel soll bewaffnet sein.“

„Ist gut. Ich danke Herr Leutnant!“ Der General gab seine Befehle; die Adjutanten flogen;

eine Batterie rasselte vorüber; einzelne Streifkorps trennten sich von der Haupttruppe und schlugen Seitenwege ein. Die Dragoner, die stets gefährdeten Führer der Armee, flogen voraus. Die Kompagnie, in welcher unsere Freunde sich befanden, marschirte auf einer Seitenstraße, längs dem Rande eines Waldes hin.

„Kinder“, sagte der Hauptmann, „mit unsern militärischen Spaziergange ist es heute nichts. Wir bekommen einen heißen Tag.“

„Mir recht, Herr Hauptmann“, erwiderte Unteroffizier Theodor; „ich habe mit den Blauwitteln Abrechnung zu halten.“

„Sacré bleu!“ rief der Grenadier Josef Huber und schüttelte seine riesige Faust, „ich freue mich mordsmäßig mit den Kerls einmal wieder tüchtig zu raufen. Heute will ich mir meine Omelette verdienen!“

„Mag“, fuhr Huber in seinem Geplauder fort, „ich habe heute Nacht von meiner Mutter geträumt. Hat das was zu bedeuten?“

„Nun, was hast Du denn geträumt?“

„Nämlich, meine Mutter hat eine Mühle. Warum? Weil mein Vater ein Müller war. Sie betreibt sie aber nicht selber, sondern meines Vaters Bruder, aber sie wohnt darin, meine Mutter. Nun hat mir geträumt, meine Mutter sähe vor der Thüre auf der Bank, und der Müller . . .“

Hier unterbrach der Grenadier seine Erzählung und that einen Ausruf des Erstannens, der mit einem sacré bleu endigte.

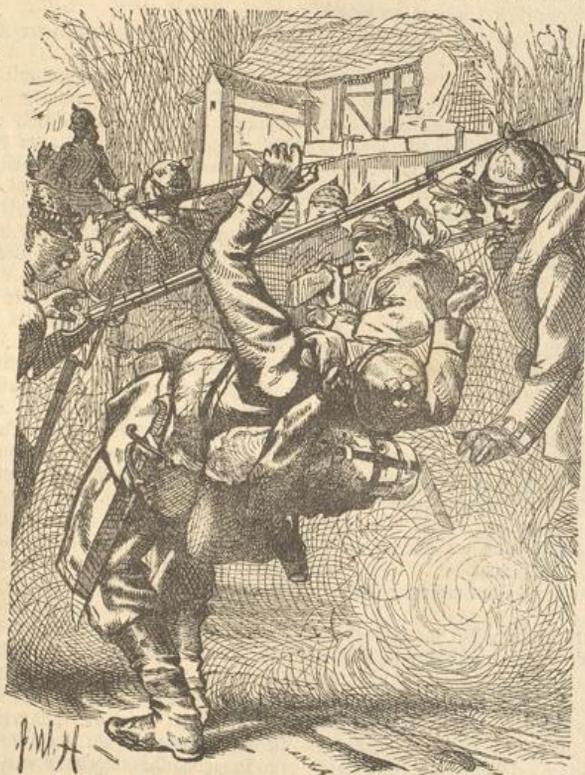
Die Spitze der Kompagnie war um eine Waldecke gebogen, und befand sich plötzlich, kaum hundert Schritte von einer Mühle entfernt, die rechts von der Straße in eine Schlucht

gebaut war, aus der ein Bergwasser in die Räder stürzte, die lustig klapperten. Es war ein nettes freundliches Haus mit grünen Läden und blinkenden Fenstern, auf dem Dach eine Windfahne mit glänzendem Messingknopfe. Ein Bild des Friedens, das wohl that inmitten des Kriegslärms umher.

„Sacré bleu!“ rief Josef noch einmal und deutete nach der Mühle.

„Nun, was hast Du denn?“ fragte Theodor.

„Donnerwetter, bin ich denn verhext? Das ist ja — sacré bleu! — Das ist ja die Mühle meiner Mutter! Gerade so liegt sie in der Schlucht, gerade so hat sie grüne Läden und gerade so eine Windfahne. Ich meine jetzt gerade, mein Mutterle mühte zum Fenster heraus mir winken. Siehst Du, Mag, das hat mein Traum zu bedeuten, das war ein guter Traum und ich — — Jesus Maria!“



„Eine Kugel“, stöhnte dieser, „dort die Mühle.“

Der Grenadier ließ sein Gewehr fallen, griff mit beiden Händen in die Luft und sank in die Knie.

Aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes der Mühle schwebte ein weißes Wölkchen; den Schall eines Schusses hatte man nicht gehört.

„Josef, was hast Du?“ rief Theodor erschrocken und beugte sich zu dem Gefallenen nieder.

„Eine Kugel!“ stöhnte dieser, „dort die Mühle. O mein Mutterle! Da“ und mit krampfhaft zitternder Hand riß er die Uniform auf und zog einen Rosenkranz hervor, „da bring's ihr, und — meinen — Gruß!“

Jetzt frachte eine ganze Salve aus den Fenstern der Mühle, aber die Kugeln flogen unschädlich über die Köpfe der Grenadiere.

„Zurück, zur Deckung in den Straßengraben!“ schrie der Hauptmann. „Unteroffizier Matthal, nehmen Sie zwanzig Mann! R. d. r. brennen und — fort mit den Hunden!“

Während aus dem Straßengraben ein wohlgenährtes Feuer gegen die Mühle unterhalten wurde, so daß die Fenster bald von den Blaufitteln gesäubert waren, kletterten die befohlenen Grenadiere wie die Katzen die Schlucht hinauf und drangen in die Mühle ein. Jetzt schwieg das Feuer aus dem Straßengraben, oben in der Mühle aber erhob sich ein furchtbares Getöse: Schüsse knallten, Geschrei und Flüche drangen durch die geöffneten Fenster, man hörte den Lärm zerschmetterter Thüren, Gestalten huschten an den Fenstern hin und her, in der Mühle hatte sich ein heftiger Kampf entsponnen. Kaum nach zehn Minuten wurde es still. Hinter der Mühle sah man einen Trupp Blaufittel eiligst zwischen den Nebeln hinaufklettern und dem nahen Walde zulaufen. Man unterschied deutlich einen hochgewachsenen Mann mit einem Federbusche auf dem Hute; er schien der Anführer zu sein. Eine Salve von der Straße aus wurde ihnen nachgeschickt; man sah zwei Blusen taumeln, sie wurden von ihren Kameraden dem rettenden Walde zugehleppt.

Jetzt stürzte aus der vordern Thüre ein Mann hervor, bekleidet mit einem hellen Kittel; er trug ein Gewehr in der Faust. Er warf einen Blick nach der Straße hinunter, einen zweiten nach den Fenstern empor, dann räumte er seitwärts dem Walde zu. Aus dem einen Fenster ein Blick und ein Knall, und der Mann machte einen Sprung und fiel auf das Gesicht.

Aus den Fenstern wurden die Leichen mehrerer Franc-tireurs geworfen.

Unten in dem Hofe sammelten sich jetzt die Grenadiere. Der Hauptmann musterte sie mit einem Blick und athmete erleichtert auf; seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, daß von seinen Leuten kein Mann fehlte. Unteroffizier Matthal kletterte mit seinen Leuten die Schlucht herunter und machte seine Meldung: „Sechs Franc-tireurs und der Müller im Kampfe getödtet; drei Grenadiere ganz leicht verwundet.“

„Keine Gefangenen?“

„Nein, Herr Hauptmann,“ erwiderte der Unteroffizier und ein Schatten flog über sein Gesicht. „Der Anführer, der Schurke ist leider entkommen!“

„Angezündet?“

Statt der Antwort deutete der Unteroffizier mit der Hand nach der Mühle. Rauch quoll aus den Fenstern und zwischendurch schossen Feuerzungen hervor.

Unter einer Eiche lag die Leiche des Josef Huber. Er hatte zum letzten Male von seinem „Mutterle!“ geträumt; jetzt schlief er einen traumlosen Schlaf. Sein Grab war nebenan gegraben, seine Kameraden senkten ihn ein und pflanzten auf den Grabhügel ein kunstlos aus Baumästen zusammengebundenes Kreuz. Man sah einer ballte die Faust und biß die Zähne zusammen, und die Blaufittel haben's erfahren, was in dieser Minute ihnen geschworen wurde.

Theodor und Nag standen Arm in Arm vor dem Grabe.

„Ich will's seinem „Mutterle“ bringen,“ sagte Theodor; er nahm aus seinem Brodbeutel den Rosenkranz und barg ihn sorgsam auf der Brust.

„An die Gewehre!“ scholl das Kommando.

Die Kompagnie marschirte ab. Am Eingang zur Schlucht lag die Leiche des Müllers. Ein Weib hatte sich über den Leichnam geworfen. Als die Soldaten vorüberzogen, richtete sie sich auf und strich die schwarzen Haare aus dem Gesicht, und stierte mit glühenden Augen den Grenadiere nach. Die Mühle stand in vollem Brande und eben stürzte der Dachstuhl ein. „C'est la guerre!“ sagt der Franzose.

„Das ist der Krieg, oder er ist furchtbar,“ sagte Theodor und wendete sich ab von dem erschütternden Schauspiel.

Inzwischen tobte ein ernstlicher Kampf um Sally-Ferme und St. Apollinaire.

Der Pachtthof Sally-Ferme, mit Mauern umgeben, war ausschließlich durch Bänden von Franc-tireurs besetzt, und ein Trupp flüchtiger Blaufittel, unter Kommando eines phantastisch ausgeputzten jungen Mannes hatte sich noch außerdem in den Pachtthof geworfen. Dem Sturme einer deutschen Kompagnie konnten diese Bänden nicht widerstehen. Sie hatten in einem Tapferkeitsanfall sich bis vor die Mauern herausgewagt, aber der Wille war besser als die That; sie schossen herzlich schlecht und das Schnellfeuer der Deutschen schenkte sie hinter die Mauern zurück. Ein Dutzend wirklich tapferer Männer deckte den Rückzug und ermöglichte, daß die Blaufittel ihre Verwundeten und Todten mit sich schleppen konnten. Es waren martialische Gestalten, diese Männer; in dunkle Blusen gekleidet, breitkrämpige Hüte auf dem Kopfe, und vorzügliche Magazingewehre in der Faust, hielten sie Stand, bis die Grenadiere ihnen auf 50 Schritte nahe gekommen und zwei Mann von ihnen gefallen waren. Dann aber und als die Grenadiere mit gefälltem Bajonette und mit Hurrah! vorwärts stürmten, flohen auch sie hinter die Mauern zurück, und wurden von hier aus in die allgemeine Flucht der Franc-tireurs mit fortgerissen, die in wildem Rennen den nahen Wald zu gewinnen und hier Schutz zu finden suchten. Aber nur einem kleinen Theile gelang es, den Wald zu erreichen; wie ein Wetter brausten die Dragoner hinter ihnen drein und schnitten ihnen den Weg zum Walde ab, und in das Thal hinunter schallten die Schüsse und der Lärm und das Geschrei des Knäuels von Menschen, die da oben am Waldbrande sich in Wuth und Verzweiflung schlugen.

Schwieriger wie die Säuberung des Pachtthofes, war die Erstürmung von St. Apollinaire, das amphitheatralisch am Bergabhange aufgebaut und mit einer festen „Steinlissère“, wie man in der „deutschen“ Kriegssprache sagt, umgeben ist. Zudem hatten die Franzosen die Zugänge zum Dorfe mit großen Haufen von Stroh und Getreide verstopft, und die Vertheidiger waren keine Franc-tireurs, sondern wirkliche Rothhosen und Mobilgardes.

Als aber eine deutsche Batterie ihre feurigen Gräße hinein sandte, und mehrere aufstammende Häuser den Empfang der deutschen Gräße mit Feuerzungen bestätigten, da konnten die Franzosen, trotz tapferer Gegenwehr, dem Angriffe des deutschen Bataillons nicht widerstehen, und unter Trommelwirbel und mit kräftigem Hurrah wurde das Dorf genommen. Der Feind floh in ungeordneten Haufen und warf sich hinter die Mauern des Parc de Montmusard.

Als unsere Kompagnie in das Dorf einrückte, war die Arbeit bereits gethan; das Abenteuer bei der Mühle war die Ursache, daß unsere Freunde an dieser Ehrenthat sich nicht mehr betheiligen konnten.

Der Marktplatz des Dorfes bot ein kriegerisches Schauspiel. Die Gemeine waren in Pyramiden zusammengestellt, und die ermüdeten Soldaten lagen meist auf dem Pflaster. Ein Haus am Marktplatze stand in vollen Flammen; deutsche Soldaten waren beschäftigt, das Haus zusammen zu reißen und den Brand auf seinen Heerd zu beschränken. Andere schleppten von den brennenden Balken bei, und türmten auf dem Platze große Feuer auf, an denen die Soldaten sich wärmten, oder ihre Kochgeschirre beistellten, um mit den aus den Häusern beigezessenen Lebensmitteln sich ein Mittagmahl zu bereiten.

An dem einen Ende des Marktes war ein Verbandplatz errichtet, und zahlreiche Verwundete, Freund und Feind, lagten unter den unbarmherzig wohlthätigen Händen der Aerzte. In der Ecke des Platzes war ein Haufen gefangener Franzosen zusammengedrängt, bewacht von einigen Grenadiere. An ihren Akseklappen konnte man erkennen, daß es Leute des 71. Linienregiments und des 6. Jägerbataillons waren, unter ihnen mehrere Offiziere. Die Leute schauten finster drein, und von den Errißungen die ihnen gereicht wurden, wurde nur Weniges genossen.

An den meisten Häusern ringsum waren Thüren und Fenster eingeschlagen, an andern waren die Läden fest geschlossen, und nichts Lebendes ließ sich an den Fenstern blicken.

In der Mitte des Marktplatzes hielt hoch zu Ross der Major des Bataillons, umgeben von seinem Stabe. Eine stattliche ritterliche Gestalt, mit edlem wohlwollendem Gesicht, das aber in diesem Augenblick mit strengem Ausdruck niederblickte auf einen Mann, der in demüthiger Haltung vor ihm stand. Das war der Maire des Ortes, angehan mit der Schärpe, dem Zeichen seiner Würde, und beglückt von mehreren Vätern der Gemeinde.

„Wie kommt es, Herr Maire,“ sagte der Offizier, „daß so viele Häuser des Dorfes beschädigt sind, Thüren und Fenster eingeschlagen? Von meinen Soldaten ist dies nicht geschehen? Antwort!“

„Ah, mon Général!“ sagte der Maire . . . .

„Major!“ berichtigte der Offizier.

„Monsieur, le colonel . . . .“

„Major!“ donnerte der Offizier. „Will mich der Kerl mit Gewalt befördern!“

Der arme Maire schnappte zusammen wie ein Taschmesser. „Herr Major,“ flortete er, „die Francireurs! Die Gallunken haben gehaust wie in Feindesland!“

„Kennen Sie den Anführer der Bande?“

„Oh oui! Monsieur Boussonier, der Nefse aus dem Parc de Montmusard. Oh, der war der Schlimmste von Allen, un diable!“

Gestern wurden in diesem Dorf mehrere meiner Leute verwundet, einer ermordet und zwei blieben gefangen zurück. Was wissen Ihr davon?

„Oh, mon Dieu, Herr Major!“ jammerte der Maire und schlug die Hände zusammen. Die francireurs, seulement die francireurs! Wir sind unschuldig, Herr General, Major wollt ich sagen!“

„Wo ist der Leichnam des Grenadiers, und was ist aus den Gefangenen geworden?“ herrschte der Offizier mit gerunzelter Stirne.

„Je ne sais pas, ich weiß es nicht, so wahr ein Gott im Himmel lebt!“

„Was, Ihr, der Beamte der Gemeinde, wissen es nicht?“

„Non monsieur!“ — behauptete der geängstigte Beamte, „ich weiß gar nichts; ich bin seit zwei Tagen in dem Keller der Mairie gesteckt, hinter der Sauerkrautstange, und erst vor einer Stunde haben sie mich entdeckt.“

Die Umgebung des Majors konnte kaum ein Lachen unterdrücken. „Es ist so, Herr Major,“ meldete ein junger Dragoner-Leutnant, der den linken Arm in der Binde

trug — wir kennen ihn vom Parc de Montmusard her — „es ist so, der Mann sagt die Wahrheit; zwei Grenadiere, die nach Lebensmitteln suchten, haben ihn hinter der Sauerkrautstange herbezogen, und ihn sammt dem Sauerkraut an die Luft befördert.“

Auch über die Flüge des Majors flog ein Lächeln, ein Wetterleuchten; doch gleich grollte der Donner wieder.

„Mir einerlei, Herr Maire! Das beweist nichts, als daß Sie ein Hasenfuß sind. Sie bleiben verantwortlich! Wenn ich in fünf Minuten nicht erfahre, was aus den Gefangenen geworden ist, und wo Ihr den gewordeten Dragoner eingescharrt habt, so lasse ich das Nest an allen vier Ecken anzünden, und Sie, Herr Maire, liefere ich an das Hauptquartier ab, zur Aburtheilung.“

„Mon Dieu,“ seufzte der unglückliche Bürgermeister und sank in die Knie. „Gnade, Barmherzigkeit!“

Da drängte sich durch die Bauern eine hohe ehrwürdige Gestalt, ein alter Mann mit weißen Haaren in der Tracht eines Geistlichen. Er grüßte einfach und würdig, der Offizier erwiderte den Gruß, indem er die Hand an den Helmschirm legte.

„Mein Herr Offizier,“ sagte der Geistliche, „ich bin der Curé dieses Ortes. Meine Gemeinde ist unschuldig an dem Frevel, der allein den Räuberhorden, die den Namen Francireurs schänden, zur Last fällt. Ich war Zeuge des Vorfalles. Leider kam ich zu spät, um das Leben des verwundeten Dragoners zu retten, der auf Befehl eines Schurken ermordet wurde. Aber ich kam noch zur rechten Zeit, um das Leben zweier anderer Gefangenen zu retten. Sie wurden abgeführt und ich weiß, daß sie heute in Dijon in Sicherheit sind. Ich kenne die Stelle, wo sie den Ermordeten eingescharrt haben. Ohne das Gesecht heute würde ich den Unglücklichen bereits christlich haben begraben lassen. Wenn Sie wünschen, so führe ich Sie.“

„Führen Sie mich! Herr Hauptmann Adrian,“ wandte sich der Major an den Hauptmann unserer Compagnie, der, nachdem er Rapport erstattet hatte, in der Kasse seines Vorgesetzten stehen geblieben war. „Herr Hauptmann, beordern Sie einige Leute mit Schaufeln und einer Tragebahre, und fünf Mann mit geladenen Gewehren.“

„Zu Befehl Herr Major!“

Die kleine so ausgerüstete Truppe marschirte an das Ende des Dorfes. Der Geistliche ging neben dem Pferde des Majors, der sich mit ihm achtungsvoll unterhielt.

„Dort unter jenem Nußbaum haben sie ihn eingescharrt,“ sagte der Geistliche, auf eine Stelle deutend, wo die Erde frisch ausgeworfen war.

„Ausgraben!“ befahl der Major.

Das war bald geschehen, sie hatten ihn nicht tief eingescharrt. Als die Grenadiere den Leichnam aus dem Grabe gehoben und auf die Bahre gelegt hatten, erscholl ein Schrei des Entsetzens und der Wuth beim Anblick dieses verstümmelten und zerfetzten menschlichen Körpers. Der Major wurde bleich und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne.

Auf der Straße her nahte in scharfem Trab eine Schaar Dragoner. Zwischen je zwei Dragonerpferden mußte ein gefangener Francireur einen unfreiwilligen Schnelllauf machen.

An der Unglücksstelle angekommen, machte der Trupp Halt und der Reiteroffizier meldete: „Zwanzig gefangene Francireurs aus dem Gesecht bei Sally-Ferme!“

Zwischen zweien der vordersten Pferde stand leuchtend, athemlos, unter alter Bekannter, der Francireur-Kapitän Boussonier. Aber der stolze Kapitän befand sich in einer traurigen Verfassung. Sein stattlicher Federhut lag oben in den Reben, sein schwarzes Haar hing ihm wild in das vom starken Laufe geröthete Gesicht, seine schmucke Uni-

form war beschmutzt von Roth und Blut, und hing nur noch in Fetzen um ihn, und die Hände waren ihm auf den Rücken geschnürt.

„Mein Herr!“ rief er, als er wieder zu Athem gekommen war, „schützen Sie mich vor dieser schmachvollen Behandlung. Einen französischen Offizier bindet man nicht. Ich appellire an Ihre soldatische Ehre!“

„Warum ist der Mann gebunden?“ fragte der Major. „Dem Herrn Major gehorsamst zu melden,“ erwiderte der Reiteroffizier, „der da ist kein Offizier, kein Soldat, er ist ein Mörder und Bandit; dort oben am Waldrande hat er von unsern Verwundeten niedermetzeln lassen.“

„Herr Major,“ meldete Hauptmann Adrian, „das ist derselbe Bursche, der den verrätherischen Hinterhalt in der Mühle kommandirte.“

„Das ist ja der Schurke, der unser Dorf plündern ließ,“ rief der Maire, der wieder ganz muthig geworden war, seitdem die Gefahr von seinem Haupte abgewendet war.

Der junge Dragonerleutnant, mit dem Arm in der Schlinge, gab seinem Pferde die Sporen, daß es mit einem Satz neben dem Gefangenen stand, und auf diesen deutend, rief er: „Herr Major, das ist die Canaille, die gestern diesen Mann ermorden ließ! Hier Schurke, schau Dein Werk!“ und mit dem bespornten Stiefel gab er dem Gefangenen einen Stoß, daß er vorwärts taumelte bis vor die Leiche des ermordeten Grenadiers. Beim Anblick der Leiche überzog eine faule Blässe sein Gesicht, und er kniete in die Knie zusammen.

Der Major warf einen fragenden Blick nach dem Geistlichen: „Bouffonier?“

„Bouffonier,“ antwortete dieser mit bebender Stimme und ließ das Haupt sinken.

Der Gefangene hatte sich aufgerichtet und schaute, sein Schicksal ahnend, geisterbleich in der Runde umher; doch überall traf er nur auf feindliche Blicke. Jetzt erkannte er den Geistlichen: „Oh, monsieur le Curé, würdiger Vater, retten Sie mich! Sie wissen ja, ich bin Bouffonier, der Neffe des reichen Bouffonier! Hülf, retten Sie mich!“

Doch der Geistliche wendete stumm sein Haupt.

„Herr Pfarrer,“ sagte der Major mit ruhiger Stimme, „Sie sind ein Ehrenmann, Ihnen vertraue ich den Leichnam unferes ermordeten Kameraden an; geben Sie ihm ein christliches Begräbniß. Wir marschiren in einer Viertelstunde ab. Jenem Burschen, dort mögen Sie noch die letzten Tröstungen der christlichen Religion theilhaftig werden lassen, er bedarf ihrer; in fünf Minuten wird er erschossen. Die übrigen Gefangenen zum Gefangenen-Depot! Unteroffizier Maithal, Sie kommandiren die Exekution!“

„Zu Befehl,“ sagte dieser erbleichend.

Diese Befehle waren in französischer Sprache gegeben worden, in ruhigem Tone, aber auf dem ganzen Platze vernehmbar, der sich nach und nach mit Hunderten von Soldaten gefüllt hatte, die das Schauspiel herausgelockt.

Der Franckireur-Kapitän heulte auf in Verzweiflung und ohnmächtiger Wuth.

„Meine Herren! Zurück zum Sammelplatze!“ befahl der Major, ohne den Glenden noch eines Wides zu würdigen.

Die kleine Truppe hatte eben den Marktplat erreicht, da hörte man aus der Ferne eine kleine kurze Salve knattern, der ein hundertfaches Hurrah folgte.

Auf dem Marktplatze wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten zur Sammlung. Eine Viertelstunde später waren die Deutschen abmarschirt.



VI.

Dijon.

Bei dem Abmarsch aus St. Apollinaire wurden die Freunde getrennt. Max und Gottfried Zimmermann waren einer Patrouille zugetheilt und Theodor war allein bei der Compagnie zurückgeblieben, welche die Nachhut zu bilden und als solche direct auf Dijon zu marschiren hatte. Der Befehl, bei der Exekution des Franckireurs zu kommandiren, und die Ausführung dieses Befehles, zu der der unerbittliche Gehorsam ihn zwang, hatte ihn tief erschüttert. Er konnte das Bild des an den Aufbaum festgebundenen, in seinen Banden wüthenden, jungen Mannes nicht los werden, und immer sah er die stieren glühenden Augen auf sich gerichtet und hörte den Verzweiflungsschrei, als er Feuer kommandirte.

Dann der Tod des braven Joseph Huber, die Geschehen in der Mühle, das ungewisse Schicksal seines Freundes Salomon, und die Trennung von Max, vielleicht auf Nimmerwiedersehen — es war eine recht trübe, fast verzweifelte Stimmung über ihn gekommen, und er sehnzte sich nach Kampf und Aufregung, um vergessen zu können. Seine Sehnsucht sollte bald erfüllt werden. Ueberall auf ihrem Marsche traf die Compagnie auf Spuren stattgefundener Kämpfe; eine Viertelstunde nach dem Abmarsche auf eine starke verlassene Barricade, hinter welcher mehrere todte Franzosen lagen. Aus der Ferne und von Rebhügeln herab vernahm man noch das Knattern von Kleingewehrfeuer, es wurde also vor und neben ihnen noch gekämpft. Da und dort trafen sie auf Leichen und Verwundete. Ein Trupp gefangener Franzosen unter Bedeckung kamen ihnen entgegen.

„Woher, Herr Kamerad?“ rief der Hauptmann dem die Bedeckung kommandirenden Leutnant zu.

„Gefangene aus Parc de Montmusard, Herr Hauptmann,“ erwiderte dieser.

Montmusard war also auch bereits genommen.

Als sie in die Nähe der Parkmauer kamen, war das Feld bedeckt mit rothen Hosen. Es mußte ein heftiger Kampf stattgefunden haben. Auf der Mauer spazierte eine deutsche Schildwache auf und ab. Man schritt über Todte und Verwundete, auch deutsche Helme waren dabei. Die Krankenträger hielten bereits Ansehe.

Ein auf den Tod verwundeter Franzose stützte sich mühsam auf den einen Arm und rief den Gottfried Zimmermann bei Namen. Erstaunt blickte dieser zu dem Franzosen nieder: „Was, Du bist's, Seppel?“

„Hier,“ stöhnte der Verwundete, „bring' meine Wf und mein Geld meinen Eltern!“

„Ich bring' es ihnen, Seppel, armer Kerl, da, nimm einen Schlud.“

Gottfried setzte dem Franzosen die Feldflasche an den Mund und dieser trank mit gierigen Zügen, dann fiel er erschöpft zurück.



Waffen zerstreuten Soldaten sammelten sich und marschirten in geordneten Kolonnen ab, wenig mehr belästigt von den eingeschüchterten Franzosen. Mehrere Häuser der Vorstadt waren in Brand gerathen, Feuerkugeln stiegen zum Nachthimmel empor und leuchteten den todtmüden Kriegern zur Rückkehr. Brandgranaten zogen feurige Linien durch die Luft und schlugen in die Stadt ein. „Donnerweiter,“ sagte Sergeant Malhuber, „mit den feurigen Dingen da hätten unsere noch ein wenig warten können, bis wir draußen sind.“

Um sechs Uhr stand das Regiment gesammelt bei Bondronde. Theodor irrte durch die Reihen, seine Freunde zu suchen. Auf dem Verbandplaz waren sie nicht, Gottfried Zimmermann, der sich einen Fleischkuß durch den Schenkel verbinden ließ, hatte keinen gesehen.

„He, Maithal!“ rief der Freiwillige Flemming.

„Was, Flemming, bist Du es? Wie bist Du losgekommen?“

„Ha, unsere Grenadiere haben die ganze Paskete gefangen genommen und uns natürlich mit. Salomon sucht Dich überall.“

„Salomon? Gelobt sei Gott! Hast Du Max Eichberg nicht gesehen?“

„Nein. Nun Gott befohlen, ich will mir meinen Schädel verbinden lassen.“



Hand in Hand standen sie auf der Höhe.

Noch eine Viertelstunde suchte Theodor vergebens, dann rammte er eine kleine Anhöhe hinauf und ließ einen gelenden Pfiff durch die Nacht ertönen. Es war der uns schon bekannte Familienpfiff. Von zwei entgegengesetzten Seiten antwortete der gleiche Pfiff, und fünf Minuten später lagen die drei Freunde sich in den Armen.

Hand in Hand standen sie auf der Höhe und blickten auf die Wachfeuer zu ihren Füßen.

„Wenn uns heute Großmütterchen sehen könnte,“ sagte Salomon.

„Ihr dreiblättriges Kleeblatt,“ sagte Theodor.

„Der Protestant, der Katholik und der Jude auf einem Spiel!“ rief fröhlich Max.

„Hurrah Germania!“

Dieser Jubelruf der drei Freunde drang bis zum Lager der Truppen, und ein tausendstimmiges Hurrah Germania donnerte durch die Nacht.

In der gleichen Nacht noch räumten die Franzosen die Stadt, und am andern Mittag zog das Grenadierregiment mit klingendem Spiel als Sieger ein.

### Weltbegebenheiten.



Das „Kleeblatt“ hat im Kalender so großen Raum eingenommen, daß für die „Weltbegebenheiten“ nicht mehr viel übrig bleibt, weshalb die Weltmächte, mit denen der Hintende stets diplomatische Beziehungen unterhält, so rücksichtslos waren, Sorge zu tragen, daß

in der Welt nicht mehr vorgekommen ist, als in den Kalender geht, also gerade noch 6 1/2 Seiten.

Zuerst kommen natürlich Wir, d. h.

### Deutschland.

Im Reichstage hat vor Allem das Civilehegesetz das Licht der Welt erblickt. Es ist eigentlich absonderlich auf die Bayern gemünzt, denn in Laß und Berlin hat man's schon, und ein rechtschaffenes Brautpaar weiß dort gar nicht mehr anders als: „erst der Bürgermeister und dann der Pfarrer“, und sind sehr zufrieden damit; denn doppelt genährt hält besser, in Laß und in Berlin. In Bayern aber sagen die Pfarrer: „unsere einfache Naht hält so gut, wie eure doppelte, und zudem nähern wir mit geweihtem Faden, und wir verstehen das Einfädeln besser.“ Mit der bayrischen Kammer wäre das Gesetz nie zu Stande gekommen, darum hat sich jetzt das Reich in's Mittel gelegt, und vom 1. Januar 1876 an werden in ganz Deutschland die Pärchen durch den Bürgermeister getraut:

„Im Namen des Gesetzes,  
So jetzt het's es!“

und der Pfarrer kann noch den kirchlichen Segen dazu geben. Der Bürgermeister ist ein Muß, der Pfarrer aber nur ein Wermil; aber die meisten wollen, wie es auch nach alter Sitte recht und gut ist. — Das Gesetz über den

### Landsturm

ist manchem alten Philister in die Knochen gefahren, und mancher hat gemeint, jetzt muß er unverweilt mit Dreiflügel, Mistgabel und Sense hinter die Franzosen. Diesmal war aber der Schreck umsonst, denn erstens trifft es nur die Männer vom 17. bis 42. Lebensjahre, und die Philister können auch fernex hinter dem Ofen sitzen bleiben, und zweitens wird der Landsturm nur im äußersten Falle einberufen, zur Vertheidigung von Haus und Heerd, wenn es einem Feinde einfallen sollte, in unser Land einzufallen. Nun, in dem Fall greift ohnedies jeder deutsche Mann zu den Waffen, und dann ist's doch wahrhaftig besser, der Landsturm ist ein vorher schon militärisch organisirtes und eingeübtes Corps, als wenn erst im Augenblick der Gefahr Freischärler in ungeordneten Haufen zusammenlaufen, mit denen der Feind ebensowenig Umstände zu machen berechtigt wäre, als wir mit den Franciscus gemacht haben. Nein, der Landstürmer ist berechtigt, nach militärischen Regeln todtgeschossen zu werden, deswegen erhält er auch „militärische Abzeichen, die der Feind auf Schußweite erkennen kann.“ — Wenn's gilt, macht